

Bis zum 15. Juni sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen
(Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- Ottokar Stauf v. d. March, Der tolle Stuart. Lustspiel in vier Aufzügen. 75 S. geb. 1 M. Wien 8, Selbstverlag.
- Christian Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Erste Lieferung. 98 S. geb. 1,80 M. München, J. F. Lehmann.
- Friedrich Dukmeyer, Die Deutschen in Tolstois Schilderung. 14 S. geb. 50 Pf. München, A. C. Staegmeyer.
- Hermann Neumann, Saul. Ein Epos. 91 S. geb. 1,50 M. Leipzig, Johs. Cotta Nachf.
- Ph. Daab, Sonnenwende. Gedichte. 131 S. geb. Darmstadt, Johs. Wais.
- Leopold Ripcke, Balders Tod. Götterdrama in 5 Akten. 71 S. geb. Schwerin, Ed. Herberger.
- Gustav Falke, Putzi. Märchen-Komödie in 5 Akten. 112 S. geb. 1,50 M. geb. 2,50 M. Hamburg, Alfred Janssen.
- Karl Klinge, Aus 'nem Ruffatelgebirge. Schlesische Gedichte. 43 S. geb. 50 Pf. Friedland i. B., Verlag des Rübzahl.
- Otto Ernst, Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen. 226 S. geb. 2,50 M. geb. 3,50 M. Leipzig, F. Staackmann.
- Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. 95 S. geb. Dresden, R. v. Grumbkow.
- Maurice Maeterlinck, Der begrabene Tempel. 230 S. geb. 4,50 M. geb. 5,50 M. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Maurice Maeterlinck, Pelleas und Melisande. 88 S. geb. 3 M. geb. 4 M. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Arthur Bonus, Religion als Schöpfung. Erwägungen über die religiöse Krisis. 63 S. geb. 1,50 M. Leipzig, Eugen Diederichs.

Zeitschriftenchau.

- Allegorie.** Von Friß Wolff. Lotse. 34.
- Altenberg, Peter.** Von Paul Wiegler. Litterar. Echo. 17.
- Ballade, Die deutsche.** Von Hans Benzmann. Litterar. Echo. 17.
- Berliner Blau.** Von Karl M. Klob. Neue Bahnen. 12.
- Björnsons Laboremus.** Von Sven Lange. Lotse. 35.
- Böcklins künstlerischer Nachlaß.** Von Gustav Schiesler. Lotse. 33.
- Decadence.** Von Roland Hammer. Neue Bahnen. 11. 12.
- Droste, Annette von.** Von Karl Hans Strobl. Lotse. 35.
- Episches, Didaktisches und Gemischtes.** Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 11.
- Fleißchen, Caesar.** Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 36.
- Frauenlitteratur, Allerhand.** Von Otto Stoeßl. Wage. 21.
- Freitag, Gustav, als Essayist.** Von Ludwig Geiger. Litterar. Echo. 18.
- Göttinger Musenalmanach.** Von Alfred Böhme. Lotse. 37.
- Große, Julius.** Von Hans v. Basedow. Internat. Litteraturberichte. 11.
- Gollaender, Felix.** Von Hans Ostwald. Nord und Süd. 303.
- Klinger's Beethoven.** Von Gustav Nakenhöfer. Wage. 22.
- Klinger's Beethoven in Berlin und Wien.** Von Wilh. Spohr. Ernstes Wollen. 65. 66.
- Kritik, Zum Wesen der.** Von Rich. Schaukal. Magazin für Litteratur. 21.
- Kritische Spaziergänge.** Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 11.
- Kunstpflege, Ländliche.** Von Rob. Melke. Deutsche Heimat. 35.
- Leirner, Otto v.** Von Karl Stork. Deutsche Heimat. 35.
- Lyrischer Junge.** Von Karl Busse. Litterar. Echo. 18.
- Lyrische Mittel.** Von J. C. v. Hoßlin. Magazin für Litteratur. 22.
- Meisterpiele, Berliner.** Von Gustav Zieler. Deutsche Heimat. 37.
- Pädagogische Rundschau.** Von Ludw. Fleischer. Wage. 24.
- Plattdeutsches.** Von Karl Th. Gaederz. Litterar. Echo. 17.
- Schäfer, Wilhelm, Ein Erzählungskünstler.** Von Rud. Klein. Lotse. 36.
- Schiller-Litteratur.** Von Rud. Krauß. Litterar. Echo. 17.
- Schmitt, Christian.** Von Karl Gruber. Deutsche Heimat. 37.
- Schullern, Heinrich von.** Von Bodo Wildberg. Neue Bahnen. 12.
- Spruchweisheit.** Von W. Kleefeld. Deutsche Heimat. 34.
- Tolstois Lehre vom Glück.** Von Wilh. Bode. Lotse. 37.
- Verleger, Die der neuen Richtung.** Von Johs. Schlaf. Magazin für Litteratur. 20.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.
Verlag: Gose & Zepflaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Gebelung in Stettin, Pöhligerstraße 81.

Monatsblätter für deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

August 1902.

Heft II.

So voll von Heimweh ist die weite Erde —

So voll von Heimweh ist die weite Erde.
Der Norden raunt uns zu beredte Stürme.
Es weht uns Psalmen zu der Wind aus Westen;
Die leisen Lüfte lispeln von den Felsen,
Die die Erlösten feiern auf den Sternen;
Und in den Aether baut der Glaube Türme.
Und seit der Osten sprach das große „Werde“,
Da wird ein Sehnen durch die Welt getragen,
Daß selbst die fernsten Inseln darnach fragen,
Und Alles drängt nach den geglaubten Fernen.
Der Süden selbst ist Sehnsucht nach den Wonnen,
Wie sie die Schönheit nirgends schuf hienieden,
Ist ew'ge Sehnsucht nach den ew'gen Sonnen.
Es wächst in weiter Welt das große Weinen
Nach Haus, nach Haus, nach einer Heimat Frieden.
. . . Zu wem der Eine kam und wer zum Einen,
Der uns die Wege wies, der kommt nach Hause,
Der hört die Stimmen über dem Gebrause
Des lauten Lebens, lauscht der Sehnsucht Geigen,
Und seine Seele sucht das tiefe Schweigen
Der Ewigkeit . . . Die so sich heimgefunden,
Sind heil, erlöst von Wunden und von Stunden.

Oberklingen.

Karl Ernst Knodt.

Das Ende wird so wie der Anfang sein.

Das Ende wird so wie der Anfang sein.
Wir werden gehen, wie wir sind gekommen.
Wie man im Traum durch fremde Wege schreitet,
Auf nackter Heide, endlos hingeweitet,
Ein Fünkchen flackert, geisternd hergeschwommen,
Gelb, tanzend, quirlend, leis und heiß erglommen:
Wie du auch zweifelst, du vertraust dem Schein.

Du gehst mit ihm, dir ist nicht mehr so schwer,
Dir ist, als ob dich große Flügel decken,
Als ob du stiegst und fühltest nicht das Steigen,
Als ob du schwiegst und redetest im Schweigen,
Als ob dich, nachbeklemmt, Gesichte schrecken,
Als ob dich, früh am Morgen, Lerchen wecken —
Doch was du siehst, ist nicht die Erde mehr.

Gustav Schüler.

Ihr und ich.

Jauchzt ihr zur Sonne?
Ich singe der Nacht,
Die düster über mein Leben wacht.

Eilt ihr zur Höhe?
Ich stehe am Weg
Und schleiche mühsam auf dornigem Steg.

Hört ihr ein Weinen?
Ich weiß ein Leid,
Das trägt schon ein finsternes Sterbekleid.

Halle.

Walter Gernisch.

Müde . . .

Es ist so schwül in der weiten Welt,
Nur Sonne . . . nichts als Sonne!
Ich bin wie die dürre Blume im Gras,
Bin wie die weiße Lilie im Feld,
Müde von Sommerwonne . . .
Ich möchte singen und weiß nicht was,
Ich möchte wandern und weiß nicht wo,
Aus dem glühenden Leben fort, nur fort,
Aneinen kühlen, dämm'rigen Ort,
. . . Ich weiß ein Fleckchen, im Winkel schier,
Da ist's noch tausendmal stiller, als hier.
Lindenblüten den Hügel umwehn,
. . . O wer dort könnte schlafen gehn!

Cöslin.

Dally von Rügleben
(H. Carner).

Sommergefühl.

Die Nacht war drängend, die Nacht war tief,
Helle Träume kamen, derweilen ich schlief, —
Süßtraute Sehnsucht und holde Gedanken,
Ein jubelndes Leben, ein jauchzendes Schwanken,
Und wach war ich lange vor Tag, —
Lauschte seufzend der Amsel Schlag,
Dem Wehen der flüsternden Winde,
Dem scheuen Atmen der Linde. —
„O Herz, o Seele, o Leben,
Was mag das Alles wohl geben?“

Unterschüpf.

Martha Schenk.

Ein Grab.

Ein einsames Grab . . .

Wer schläft darin?

Was weißt du, wann ich gestorben bin?
Was geht's dich an, ob ich Ruhe hab?
Sechs Fuß tief liege ich im Grab
Und harre des jüngsten Gerichtes.

Was weißt du von dem jüngsten Gericht?
Noch wandelst du im Sonnenlicht,
Ein dreistes, plauderndes Menschenkind,
Thöricht und dreist, wie die Menschen sind,
Die noch nicht wissend wurden.

Ich hör' Eure Schritte, ich höre sie —
Ich höre die lieblichste Melodie,
Wie Vogelgezwitzcher, fern, doch vertraut . . .
Was schreckst du mich auf mit holdseligem Laut?
Für mich ist es Zeit, zu schlafen.

Zu meinen Häupten raschelt das Gras,
Im Mondenschein blühen die Blümlein blaß,
Im Mondenschein fällt geräuschlos der Tau,
Ein körperloser Schritt gleitet über die Au' . . .
Hörst du, wie die Wipfel rauschen?

Die Friedhofslinden reden so laut . . .
Ob den rauschenden, flüsternden Wipfeln graut
Vor dem einsamen Mann im verschollenen Grab?
Schweig! — Frage nicht, ob ich Ruhe hab! —
Im Grabe lieg' ich und will schlafen.

Ascheberg.

Gräfin Louise Brockdorff-Ahlefeldt.

Nur dieses laß mich nie vergessen.

In tiefer Nacht, — wie träum' ich noch?
O Gott, wie fahl sind meine Wangen,
Sind alle Todesschrecken doch
Durch mein zermartert Hirn gegangen.
Wie liegt so seltsam starr die Hand
Im Mondschein auf dem weißen Kissen,
Als hätte aus dem Totenland
Ein andrer sie an sich gerissen.

Der Schreckenskönig! — Horch, ein Laut!
An's Fenster schlägt ein schwarzer Schatten,
Das Antlitz berg' ich schweißbetaut, —
Heiß, heiß durchfliegt's den Leib, den matten, —
Ist's noch nicht Tag? — Wie weißer Schaum
Umwogen mich die Spukgestalten.
So schwach und krank vermag ich kaum
Die Hände zum Gebet zu falten.

Und traumhaft noch durchwogt's das Hirn:
Kommt schon der Tod, mich zu umfassen,
Und küßt er mir die feuchte Stirn
Zum Weg, den andre schon gegangen?
Ist's schon so nah? — Kein Trost mehr mein?
Kein oft gelernter Spruch, — nicht einer?
O Gott, mein Gott, hilf Du mir ein —
Christe erbarm, erbarm Dich meiner!

Laut schrei ich's in die finstre Nacht
Und fahr empor, — still grüßen Sterne
Gleich Engelsaugen, fromm erwacht,
Zu mir herein aus sel'ger Ferne.
Im Frieden stirbt die heiße Pein,
Hin geb' ich, was ich stolz besessen:
In Christi Wunden schlaß ich ein,
Nur dieses will ich nie vergessen!

Dornhausen.

Elisabeth Rohu.

3 Skizzen aus den „Fontes Melusinae.“*)

Von Karl Ernst Knodt.

Mondnacht im Walde.

Wahre Wunder wirkt der Mond im Wald. Hast du noch nie eine Waldwiese im Mondlicht erlebt?

Wahre Wunder wirkt die Mondnacht.
Sieh! die Wiesen werden weißer.
Silber fließt in allen Bächen.
Alle Wege werden leiser.

Auf den leisen Wegen wandert
Meine Sehnsucht durch den Aether
Nach den überweißen Sternen.
Jeder Stern scheint ihr ein Väter —

Ist gestimmt wie meine Seele.

Ja! Silber strömt in allen Bächen. Mein melusinischer Born schüttet lauter Silber aus. Wie eine silberne Sage singt er in den Abend hinein. Ich aber rufe nicht wie im Märchen vom Aschenbrödel:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich!
Wirf Gold und Silber über mich!“ —

sondern ich tauche mich tief in meinen melusinischen Born und bade meine nackte Seele in seinem silbernen Gesänge. Und da ich heraussteige, bin ich ein Ritter des Grales, mit silberner Rüstung bekleidet, und das Singehorn an meiner Seite ist aus feinstem Silber, und wenn ich hineintrufe, wird nicht nur der ganze verschlafene Wald, sondern die weite verträumte Welt davon wach. Und die Mädchen strecken die heiße Hand aus und wollen was fassen, wollen wen fassen, den Lohengrin ihrer Sehnsucht, dessen Horn sie gehört haben. Und sie weinen, weil es ein Traumruf war.

Aber wars nur ein Traum?

Und was sind Träume?

Der Mond macht auch die Träume wahr. Auf der weißen Chrysanthemenwiese macht er mich Wunder und tausend Elfen sehen. Sahst du sie nie? Siehst du sie nicht — dort auf der Waldwiese im Mondschein ihren Reigen schlingen und lustige, lustige Tänze tanzen?

Du sagst: das sind nur Nebel . . .

*) Die „Fontes Melusinae“, des Dichters erstes Prosabuch, erscheinen noch in diesem Jahre.

Der Mond macht auch die Nebel wahr. Auch die Nebel können zu Not und Tod werden, wenn sie Gestalten werden und tanzen. Denk an den Erbkönig! Denk an seine Töchter! Denk an des Menschen Sohn! „Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht? . . . Den Erbkönig mit Kron und Schweif“? . . . Kannst du dir genügen lassen an dem: „Es scheinen die alten Weiden so grau“? . . . Oder an dem: „In dürrer Blättern säuselt der Wind“? . . .

Wer die Fontes Melusinae hat rauschen, raunen hören, der hört mehr, der sieht mehr! Der hat schon auf einer weißen Mondscheinwiese, welche ein silberner Bach überflutete, Melusine selber gesehen, mit ihren Elfen oder Nixen tanzen gesehen. Und wer die gesehen hat, der sieht überall mehr als die anderen Menschen.

Der ist wieder und ewig Graf Raimund aus dem Hause Lusignan, der dem Märchen Melusine in einer Mondscheinnacht auf einer Waldwiese an einem Bergquell begegnet und dessen Leben seitdem unlöslich mit dem Märchen oder der Muse oder der Wassernymphe oder der Waldfee — oder wie du die Namenlose benennen magst — verlobt ist. Und hast du dein Lieben mit ihrer Liebe vermählt, dann steigt auch vor dir über Nacht ein Haus auf, wunderbar gebaut aus wunderbar schimmernden Steinen, die nicht den Bergen der Erde, sondern eher der geheimnisvollen Tiefe eines Sees entnommen sind und selber schimmern wie der schönste der schimmernden Seen des Südens. Dann hat sich deine Seele und Sehnsucht auch den unirdischen, ewigen Mächten verschrieben. Die Tiefe wird deine Höhe, und die Höhe wird deine Tiefe. Und deine Sehnsucht und mit ihr deine Seele fliegt über alle Tiefen und Höhen, über Meere und Alpen bis in die Wolken und über die Wolken bis in die Sterne und über die Sterne. Und von den Wolken und mit den Wolken strömt sie wieder hernieder und herab und weint sich aus und wird zu Quellen der Tiefe — und so werden Wolken und Wasser zu Eins und Sterne und Ströme zu Eins. Die Wasser der Tiefe und die Sterne der Höhe ziehen sich an, locken einander, lieben einander, folgen einander — und zwischen Himmel und Erde, Wasser und Wolken, Strömen und Sternen waltet ein ewiger Einklang.

Der Mond aber macht die Wasser am wachsten, erweckt in ihnen Seelen — und das werden lauter Melusinen. Und wo ein Wasser in einer Mondnacht eine Wiese überflutet, da fließen und ergießen sich die melusinischen Seelen sicher darüber und fliegen und tanzen geistend darüber hin — und wer von den Menschen sie lieben lernt, der ist für diese Erde verloren.

Aber der die Erde verloren hat, er hat einen Himmel gewonnen!

* * *

Waldeinsamkeit.

Wars nicht immer ein Weib, das dich mit neuen Wundern immer wieder in die Wasser der Wagnis und in die Bewegung der Welt gezwungen hat?

Aber gewiß wars auch immer ein Wald, der Wald eigenster Einsamkeit und innerer Einkehr, durchrauscht von den ewigen Fontes Melusinae, der dich von Weib und Welt wieder erlöst hat!

Waldeinsamkeit — Vorhof der Ewigkeit! Mir wardst du noch immer die Wehr und Weihe gegen alle Welt, der ich in dir einsam zu sein und mit dir zu schweigen immer verstand.

Aber man muß mit der Welt draußen und mit der Welt in der eigenen Brust gewissermaßen fertig sein, um mit dir, schweigender Wald, einsam sein und dich, Waldeinsamkeit, die ihre Schrecken und großen Gefahren hat, ertragen zu können. „Der Instinkt der übermenschlichen Wahrheiten, den wir alle haben — sagt Maeterlinck — bedeutet uns, daß es gefährlich ist, mit jemand zu schweigen, den man nicht kennen zu lernen wünscht, den man nicht liebt.“

In dieser Einsamkeit ist man nämlich immer zu Zweien. Und der Zweite ist Jemand, dessen Schweigen oft schwerer zu ertragen ist, als wenn tausend Menschen zu gleicher Zeit um dich lärmten. Nicht jeder kann darum diese Einsamkeit aushalten. Wie sagt Nietzsche? „Manchem wuchs darin das innere Vieh. Andre dagegen hieß sie Flügel regen.“

Mich lehrtest du, Waldeinsamkeit, das Schweigen. Und seit ich mit dir zu schweigen weiß, fühle ich mich als Dichter. Und solange ich mit dir zu schweigen weiß, werde ich ein Priester an mein Volk sein.

O göttliche Gewalt des Schweigens im Walde! Dein Schweigen hat alle Fontes Melusinae in mir zum Reden und Rauschen und Raunen gebracht. Du riebst mein Lied ins Leben, wie du das leise Licht ruffst mit deinem starken Schweigen. Denn wo wirkt das verschwiegene Licht gewaltiger als im schweigenden Walde? Dieses Schweigen lockt das Licht. Dieses Schweigen belebt das Licht. Es giebt ihm eine Seele. Es giebt ihm eine Sprache. Es macht das Licht reden. Das Licht redet, wenn der Wald schweigt. Das Licht wird flüssig, wird wirklich lebendig im schweigenden Walde. Von den Zweigen tropft es. Ueber die Nester hüpfst es. Ueber die Waldwiese fließt es. An den weißen Birken haftet es. Zwischen dem Blattwerk spielt es. In den Lärchenranken wiegt es sich. Auf den Moosen blüht es. Längs den glatten Stämmen der Buchen quillt es. Die rostrotten Kiefern bemalt es, bis sie wie Bronze und Kupfer glänzen. — Und springt es auf einen Quell, der sich vom Felsen stürzt, oder wirft es sich auf einen Waldbach, der dahinströmt, so füllt sich auch dieser mit lauter Metall. Gold schüttet die Sonne hinein, und das überströmt ihn, das giebt ihm einen klingenden Glanz. Und nun raunt's und redet's, als lebte eine Liebe darin — und da und dort streckt eine Nixe die Hand oder ein Kobold den Kopf hervor, oder ein Neek hält gar einen Goldreif hin. Aber willst du ihn fassen, so greiffst du in lauter lebendiges Licht, in lauter fließendes Gold, das dir in den Händen zerrinnt.

An den hohen Stämmen im abendlichen Tannengrund verblutest du, geliebtes Tageslicht!

Doch dann kommst du, Mond, mit deinem magischen Glanze. Wie ein treuer Wächter stehst du über dem träumenden Walde — und aus deinem Horn schüttetest du leise lauter Silber aus über die schlafende Waldwelt. Da werden alle Blumen krank und bleich und alle Träume groß und trunken. Und das Märchen wird wach und wandelt im weißen Gewand mit einer silbernen Glocken-

blume durch den müden Wald und berührt alle Blätter und Blüten, daß sie erschauern und zu weinen beginnen . . . Und am Morgen siehst du die Taustränen und tröstest dich damit, daß auch die Blumen weinen.

Nur die Sterne stehen ganz erstaunt über dem weinenden Walde. Manchmal steigt einer herab und bespiegelt sich in den Thrämentropfen eines Blütenkelches, — oder er wiegt sich auf einem wunschlosen Wipfel. Manchmal stürzt sich auch ein erstaunter Stern jählings herab und begräbt sich in einer der grundlosen melusinischen Quellen. Das wird dann eine von den verwunschenen, die da reden.

Aber aus allem Schweigen des Waldes bei Tag und bei Nacht redet vernehmlich Einer, der das Schweigen selber ist, still wie das Licht und doch stärker, als das Licht von Sonne, Mond und Sternen, — redet Gott!

Waldeinsamkeit: in dir ist die allgegenwärtige Gottheit doch gegenwärtiger als irgendwo in der Welt! — Hier wohnt die Stille. Und die Stille ist die Stimme und Stimmung der Ewigkeit . . . Hier waltet Schweigen. Und das Schweigen ist die Schwinge, worauf die Gottheit herniederschwebt in harrende Herzen . . . Hier schlagen keine Uhren. Hier starb die Zeit. Alle Wege weltwärts sind wie verweht.

Und hier schweigt nicht nur ein einzelnes gottharrendes Herz: du schweigender Wald bist eine ganze Welt, die schweigen kann. — Du weite Waldeinsamkeit bist eine Wohnung des Schweigens, ein „großes Reich des Schweigens, ein Reich, höher als die Sonne und tiefer als des Todes Gefilde“.

Wenn irgendwo, ist hier eine offene Thür des Himmels, eine schimmernde Pforte der Ewigkeit.

Du hast gewiß schon das Böcklinsche Bild gesehen, das sich „Das Schweigen im Walde“ nennt.

Das geisterhafte Tier und die Menschengestalt auf dem Tiere sind — ein leibhaftiges Staunen in die stillen Sterne. Durch ein offenes, lichtumflutetes Thor blickt das gespenstische Tier wie in eine fremde Welt — und der vom Schweigen des Waldes an die Ewigkeit gewöhnte Mensch blickt stracks in Gottes Angesicht. Man fühlt die unsichtbaren Fäden zwischen Waldeinsamkeit und Ewigkeit. Nur ein Ton liegt in der Luft, ein jenseitiger Ton, — den du allein da vernimmst, wo ein großes Schweigen wohnt, ein weites Schweigen, gewoben aus Wäldern und Wiesen, die nie eine Sünde entweicht hat, die nur durchrauscht sind von den ewigen Fontes Melusinae.

* * *

Der sterbende Wald.

„Auch Bergehn und Sterben
Däucht mich schön zu sein“ . . .

Ja, ich finde den Wald am schönsten und liebe ihn am meisten — nicht wenn er zum Leben erwacht, sondern wenn er sich rüstet, vom Leben zu scheiden. Dann ist er, wie die untergehende Sonne, am gütigsten. Dann ist seine Güte am verschwenderischsten. Dann malt er sich mit allen Farben, die möglich sind.

Dann mischt er als der größte Künstler und als ein übermenschlicher Maler die unglaublichsten Farben. Ein jeder Baum ist ein eigener Farbenton — von dem gelbrotten Kirschbaum am Waldrand bis zu der rostbraunen Eiche und dem in violettes Licht getauchten Buchwald.

Wie das Auge eines Scheidenden, einer Mutter, so schimmert auch der sterbende Wald am schönsten — und noch einmal flammen alle seine Wunder auf. Ein Buchwald auf der Höhe, wenn ihn von Westen her die Herbstsonne durchleuchtet, brennt wie ein großer Opferbrand, und auch ohne sich zu verzehren, gleich wie jener Busch, in dem die Gottheit selber brannte.

Du mußt nur um diese Zeit meist nicht im Walde gehen, sondern dich auf eine durch ein Thal getrennte Höhe ihm gegenüber stellen, um also sein Sterben und die Schönheit dieses Sterbens ganz verstehen zu lernen.

Wie still stirbt dieser Freund! Welch leises, schmerzloses Verbluten! Das heiße ich — „in Schönheit sterben“ . . . Alles andere Gerede vom „In Schönheit-Sterben der Menschen“ ist Traum und Trug. Denn du, Menschenkind, bist nicht in allen Teilen Herr deines Sterbens. Du weißt ja nicht — wann und wo und wie du sterben wirst . . .

Wenn der Wald stirbt, so fühlt er nichts von jenem Stachel des Todes, der die Sünde ist.

Seine Krankheit ist noch Schönheit. Das letzte Rot, womit sich seine Wangen färben, ist ein so ruhiges, reines und reifes Rot, wie es nur die Wangen wenigen Früherwählten verklärt.

Das Sterben des Waldes ist ein schweigendes, ohne jeden Schrei. Wie er gelebt und geblüht hat, so stirbt er. Denn immer sangen seine Bäche die eine ewige Weise, das heißt die eine Weise der Ewigkeit, welche auch seine Wipfel sangen. Und immer klangen seine Quellen nach jener gleichmäßigen, beruhigten und beruhigenden Melodie, welche des Hirten Weise singt, der die Abendflöte spielt, — nach jener Monotonie, welche höchste Harmonie und die Melodie aller melufinischen Musik bleiben wird. Ja immer, wenn ich einsam durch deine Wunder gewandert bin, sterbender Wald, stimmtest du meine zerrissene Seele zu jener Harmonie, die den Bächen und Bäumen natureigen ist, weil die Natur die stets gestimmte Orgel ist, darauf die Gottheit selbst die Symphonie der großen Weltenharmonie ertönen läßt — und die Melodie der besonderen Bäche und Bäume ist das Largo darauf.

Nikolaus Lenau.

Zu des Dichters Säkularsfeier. Von Otto Fromber.

Am 13. August sind hundert Jahre verflossen, daß Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau zu Esatad, einem Marktflecken unweit Temesvar in Ungarn, das Licht der Welt erblickte. Es ist nun weder meine Absicht noch meine Aufgabe, über den Dichter eine litteraturhistorische Arbeit zu liefern, — nur in



Nikolaus Lenau.

wenigen Worten möchte ich dies und jenes feststellen, was für den Stand unserer Litteratur bemerkenswert sein könnte.

Vor ein paar Jahren ist ganz ernsthaft behauptet worden, Lenau sei eigentlich doch nur eine „Zeiterscheinung“, da er keine ewigen Werte geschaffen und doch nur wenige lyrische Urkräfte gefunden habe. Es war nämlich Mode geworden, unsere Klassiker in aller Seelenruhe herabzudrücken — einen nach dem andern,

ihre künstlerische Klarheit als Kälte, ihren Gefinnungsadel als Geziertheit und ihre Vorsicht in der Verwendung kühner Ausdrucksformen und Satzzeichen als — künstlerische Beschränktheit hinzustellen. Hatte doch die Seuche der „Modernen“, die nun längst unmodern geworden ist, eine solche Ausdehnung erreicht, daß selbst schon wirklich ernst zu nehmende Künstler und Aesthetiker von ihr angekränfelt waren. Wer sich nicht wie ein Hanswurst geberdete, „Ueber“-gefühle hatte und das Lyrische zum Delirischen machte, war kein ursprüngliches Genie und hatte für die ästhetischen Bedürfnisse der Gegenwart kein Verständnis! Unsere Größten wurden mit einer Reckheit verrißen, die sich fast komisch ausnahm, und Gedichte, die am Schlusse nicht in ein paar Punktreihen ausliefen, wurden kritiklos als altmodisches Geversel bezeichnet. Da schließlich der Unsinn keine Steigerung mehr vertrug, war man bald genug am Ziele, d. h. am Ende, angelangt. Das faule, morsche Gerüst brach zusammen, und was noch vor wenigen Jahren als hypermodern galt, erscheint heute als im höchsten Grade abgeschmackt und lächerlich. So strafte sich die „Moderne“ selbst. Als ein trauriges Zeichen der Zeit ist es nur zu betrachten, daß die jüngere und jüngste Generation der Bewegung — über die die gebildeten Stände von Anfang an den Kopf schüttelten — so lange Beachtung schenkten, und einflussreiche Männer dieser Bewegung so viel Bedeutung beimäßen. Denn die Errungenschaft neuer Ausdrucksmittel, sagen wir eines neuen Kolorits, steht in gar keinem Verhältnis zu dem geleisteten Aufwand, der das Ansehen der lyrischen Kunst im Volke keineswegs befestigte. Ich wüßte auch nicht ein Gedicht „modernsten“ Gepräges der letzten Periode, das die geheimnisvolle Kraft besessen hätte, sich in den gebildeten Schichten des Volkes einzubürgern;*) immer mehr kommen wir dahinter, daß mit bloß schönen Ausdrucksmitteln noch gar nichts erzielt ist und die Kelteren im deutschen Dichtervalde ganz andere Persönlichkeiten waren als unsere lyrisch-delirischen Modephantasten, die den Pegasus als Sportgaul betrachteten.

Auch Lenau steht turmhoch über der eben geschilderten Sippschaft, trotz allen seinen nicht bestreitbaren Schwächen, die ebenfalls auf eine wenig erfreuliche Zeitströmung der Litteratur hinweisen. Das Beste, was er geschaffen hat, liegt in seinen Liedern, von denen man die besten nach wie vor mit innigem Genusse lesen wird. Denn in ihnen liegt ein Zauber, dessen sich nur ganz prosaisch-nüchterne Menschen entziehen können. Ich denke da nicht nur an die so oft erwähnten „Schilflieder“, an einzelne „Oden“, an „Die drei Zigeuner“, „Bitte“, „Liebesfeier“, „Frühlingsblick“, „Frage“ und den „Postillon“, sondern auch an das plastische Bild „Die drei Indianer“, an das sprachlichglänzende Gedicht „Neid der Sehnsucht“, an die erschütternden „Traumgewalten“ und an das rührend-innige Gedicht „Der offene Schrank“, das zu den tiefempfindensten Poesien zählt, welche die Dichtkunst jemals hervorgebracht hat, und bei dem man das Herz des Dichters schlagen zu hören vermeint. Kein deutscher Dichter hat die Naturreize der Puszta und des schönen Ungarlandes besser und farbenfrischer zur poetischen Schilderung kristallisiert als Lenau, und kein Dichter hat für den

*) Das ja ganz originelle Bierbaumsche Ringellied konnte doch nur gewisse Kreise interessieren.
Der Verf.

Schmerz und die Sehnsucht ergreifendere Klänge gefunden als er. Da ist alles Farbe, Duft und Stimmung, alles in der tiefsten Seele nachzitternde Musik! Aber Nikolaus Lenau war nicht nur ein großer Gefühlsdichter, sondern auch ein hervorragender Denker, der nicht leichtsinnig-oberflächlich über die wichtigsten Fragen des Daseins hinwegsaß. Mit Recht sagt Adolf Stern in seiner Litteraturgeschichte: „Aus der Mischung kräftiger, der Wirklichkeit abgelaufter Züge und einer träumerisch verschleierten Sehnsucht nach anderem Leben, einer trauervollen Resignation auf volles Glück stammt der geheimnisvolle Zauber Lenauscher Dichtung. Ursprünglich war seine Melancholie unmittelbarste naive Empfindung, im Verlauf seines Lebens und seiner philosophischen Studien gesellte sich bewußte Reflexion dazu.“ Diese Reflexion wurde unserem Dichter leider immer weniger zusagend; verlor er sich nur zu oft in seinen selbstquälerischen Gedanken, die ihn schließlich umstrickten wie die Fangarme eines Polypen. Da seine Jugenderziehung allein von dem weichen, aber hitzigen Charakter seiner von ihm über alles geliebten Mutter ausging, besaß er einen zu geringen Fond zielbewußter männlicher Thatkraft; seine Energie genügte nur für den Anlauf seiner Entschlüsse, um dann von einer peinigenden Unentschlossenheit abgelöst zu werden. Das träumerisch-sentimentale Element war so stark bei Lenau, daß die Schulung des Willens bei ihm zu kurz kam; was für den Dichter segensreich war, wurde für den Menschen verhängnisvoll. Er war im Grunde eine weibliche Natur, wie ja jeder Lyriker ein Stück Frauenseele mit sich herumträgt. . . . Infolge seiner übergroßen Weichheit, die nur zu deutlich hinter seiner burschikosen Derbheit hervorah, vermochte er es nicht, sich aus seinen quälenden Zweifeln herauszuarbeiten und zu einer reinen klaren Weltanschauung durchzuringen. Er schliff solange an seinen Gefühlen und Gedanken herum, bis er von seinen Gedanken geschleift wurde. Die Unzufriedenheit mit sich und aller Welt war bei Lenau das Ergebnis seines inneren Zwiespalts, der schließlich so auswuchs, daß der Dichter vor seinem eigenen Gefühlsleben erschraf. Das oft zitierte Wort: „Zwei Seelen trag' ich, ach, in meiner Brust!“ hat daher auf keinen Menschen passenderen Bezug, als auf unseren unglücklichen Niembach von Strehlenau!

Bei alledem soll aber nicht vergessen werden, daß des Dichters äußere Verhältnisse nicht wenig dazu beitrugen, einer harmonischen Entfaltung seines Innern entgegenzuwirken. Hatte er doch bei seiner Verlassenheit und der Sorge um eine passende sichere Existenz den Zusammenbruch so vieler und so großer Hoffnungen zu beklagen! Dazu stellten ihm sein starker Erkenntnistrieb und sein nagender Ehrgeiz allzu schwere Aufgaben, die zwar seinen Geist schärften, bei den fortgesetzten Aufregungen aber seine Seele immer schwerer belasteten. In verschiedenen scharfgeistigen Gedichten, wie in „Der Indifferentist“, erinnert Lenau an Friedrich Nietzsche, mit dem er übrigens manchen Zug gemein hatte.*) Nur war er aus viel weicherem Holze geschnitten als der Dichterphilosoph.

*) Die sieghafte Heiterkeit, die zuweilen aus Nietzsches Werken aufleuchtet, war nur ein künstliches Produkt und hatte mit der eigentlichen Gemütsstimmung Nietzsches wenig zu thun.
Der Verf.

Beinahe jedes Poem Lenaus entstammt einer düsteren Stimmung, und sogar manches Gedicht, das eine gewisse Heiterkeit und Frische zeigt, deutet auf eine heimliche Thränenspur hin. Welch trostlose Melancholie liegt schon in vielen Anfangszeilen seiner Poesien! „Scheitert unsre Brust an Klippen“ — „Zu öd' und traurig selbst in Heidewinden“ — „Wenn's mir einst im Herzen modert“ — „Ob jeder Freude seh ich schweben den Geier bald, der sie bedroht; was ich geliebt, gesucht im Leben, es ist verloren oder tot!“ Wie groß mußte die Schwermut sein, die das Dichterherz so tieftraurig aufschluchzen ließ:

„Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.“

Oder:

„Du geleitest mich durchs Leben,
Simende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichst nie!“

Lenau hatte sich einmal in dem Sinne geäußert: „Meine Lieder sind mein Leben“, darum dürfen wir ihm Glauben schenken, wenn er schmerzlich gesteht:

„Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefes Magen
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.“

„Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig“ —: in dieser einen Zeile findet des Dichters Seelenschmerz den erschütterndsten Ausdruck. Gerade die tiefe Melancholie in Lenaus Poesien bringt es mit sich, daß ihm von einem großen Teile des Volkes außergewöhnliche Sympathie entgegengebracht wird. Ich selbst muß gestehen, daß Nikolaus Lenau derjenige Dichter war, der auf meine Jünglingszeit den stärksten Eindruck machte; ich war glücklich, wenn ich mich, „meinen Lenau“ in der Hand, in einen Winkel flüchten konnte, um dort eine stille Wehestunde zu halten und mich an den wehmütig-schönen Nachtigallengesängen seiner Muse zu berauschen. Kein anderer Dichter griff mir so bis ins Innerste wie Lenau, und ich glaube, manch Anderer hat dieselbe Erfahrung gemacht!

Niembsch von Strehlenau war eine echte Künstlernatur. Die Dichtkunst war ihm ein geweihter Tempel, und heiliger Born übermannte ihn, wenn jemand dieser Stätte nicht die gehörige Achtung entgegenbrachte. Mit dreißig Jahren schrieb er an seinen Schwager Schurz von Weinsberg aus: „... wer nicht alles Andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr“, und anderthalb Jahre später richtete er an denselben, von Augsburg aus, die Worte: „Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch

Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein;*) das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dies drückt! Ich wäre der geringsten Günst der unsterblichen Muse nicht wert, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, — sollte die Göttin weniger verdienen? . . .“

Wer Lenau als eine „Zeiterscheinung“ auffaßt, hat jedenfalls nur die düstere Zeitströmung im Auge, in der er lebte, und der ja auch Schopenhauer entstammt. Denn wer den „Künstler“ Lenau beurteilt, muß doch zugeben, daß solche Leistungen, wie z. B. „Die drei Zigeuner“, eine geradezu verblüffende künstlerische Gediegenheit verraten. Verschiedene Gedichte, wie beispielsweise „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ — „An ihren bunten Liedern klettert“ — und „Auf dem Teich, dem regungslosen“ — sind Gebete —: Gebete, die nie verschwinden werden, Gebete, die man Wort für Wort langsam und nachdenklich sprechen muß, da jede Silbe poesiegeweiht ist und jeder Vers einen geheimnisvollen, berausenden Duft und Zauber atmet. Besonders viele seiner Naturbilder sind entzückend. Nikolaus Lenau war ein Schauender, er sah mit eigenen Augen und fand für die alltäglichsten Bilder neue Ausdrücke. Erinnert es nicht an unsere Natursymbolisten vom Schlage Bethges, wenn man von Lenau hört, daß der Frühling seine Singrafeten, die Lerchen, in die Luft schleudert, damit diese dem Wandrer ihre Lieder auf den Weg streuen? Daß die Hütte schläfrig ihre Strohkappe übers Auge zieht, und die Unschuld in Gestalt von zwei weißen frommen Tauben auf dem Dache sitzt? Daß die Birkenstämme prangen, als sei daran aus heller Nacht das Mondlicht blieben hängen? — Dazu kommt noch das frische Kolorit und die Plastik gewisser herzhafter Szenen aus dem polnischen und ungarischen Volksleben, denen wieder jener Moll-Accord, jener geheimnisvolle, wehmütig-ernste Feiertagsfrieden gegenübersteht, der uns die Gedichte an stille Herbstlandschaften altholländischer Meister erinnern läßt. In dem letzteren Gepräge verraten die Lenauschen Natur- und Stimmungsbilder oft die höchste Weihe, eine geradezu wundervolle poetische Verklärung. In feinsten Abtönung und Abrundung ähneln sie Perlen, deren matter Glanz wie eine Thränenspur leuchtet. Allerdings finden wir auch wieder viel Konventionelles; welcher Dichter aber wäre nicht in ältere Fußstapfen getreten? Die Zeit schreitet vor, und die Lyrik entwickelt trotz mancher Verirrungen immer neue Feinheiten. Es wäre aber sehr ungerecht und ebenso undankbar, wollten wir die Schwächen derer, auf deren Schultern wir stehen und die einst eben so heiß wie wir um das Beste rangen, nur dazu benutzen, um ihre Vorzüge zu verdunkeln.

Dagegen muß zugegeben werden, daß Lenau, der als Lyriker ewige Werte schuf, in seinen größeren epischen Dichtungen manches zu wünschen übrig ließ. So große Schönheiten auch der „Faust“, „Savonarola“, „Anna“ u. s. w. aufweisen, fehlt es doch zu sehr an der notwendigen künstlerischen Abrundung, als daß man über diese Schwächen hinwegsehen könnte. Vieles ist zerrissen und

*) Dieser Zug erinnert an den im V. Bande der „Monatsblätter f. d. L.“ besprochenen Stephan Ronay, dessen Seelenleben dem unseres Lenau überhaupt nahesteht dürfte.

unklar, mitunter auch, weil allzu sehr mit Reflexion gesättigt, schwülstig. Der Dichter erlahmte zu leicht in seiner Stimmung und liebte es, größere Dichtungen aus kleineren zusammenzusetzen, so daß die folgerichtige Steigerung, Zuspitzung und Rundung verloren ging. Es fehlte ihm an der nötigen seelischen Ruhe und ausdauernden Kraft, um größere Stoffe energisch auszuarbeiten und den Hauptgedanken scharf erkennbar durchzuführen. Sein „Faust“ bietet zum Beispiel ganz entzückende Szenen, voll Farbenfrische und Stimmung, entbehrt aber jenes logischen, gleichmäßigen Aufbaus, der uns am ersten Teile des Goetheschen „Faust“ so angenehm berührt. Es kommt uns beim Lesen der Lenauschen Dichtung vor, als befänden wir uns in einer camera obscura, in der uns nacheinander farbenprächtige Bilder vorge spiegelt werden, aber kein vollständiges Panorama, kein zusammenhängender Gebirgszug. Dennoch ist der Lenausche „Faust“ — meiner Ansicht nach immer noch die wertvollste Leistung epischer Natur unseres Dichters — oft genug unterschätzt worden. Trockene Rezensenten vom Durchschnitt bewerteten die reizende koloristische Färbung und die frische, packende Darstellung gewisser Szenen zu gering.

Seien wir dankbar für die schönen Gaben, die uns der phantasievolle, gemüt- und geistreiche Dichter schenkte und bringen wir besonders dem Lyriker Lenau Liebe und Verständnis entgegen! Er verdient unsere volle Achtung. Seine Lieder werden für ihn ein ewiges Denkmal sein und länger bestehen, als das Denkmal, das ihm seine pietätvolle Heimatstadt dieser Tage enthüllen wird.

Goethes Gretchen und Klärchen.

Von E. Kolbe.

Das geistreiche Heine'sche Wort: „Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekommt, bekommt auch neue Augen und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken“ läßt sich wohl wie kein anderes heutigen Tages auf die Bühnengestalten unserer Klassiker anwenden. Die ausübenden Künstler machen den Anfang, indem sie Neues in die Gestalten der klassischen Dichter hineinlegen, und das Publikum folgt willig. Nur an die sogenannte Vererbungstheorie, die Ibsen so breit in vielen seiner Dramen behandelt hat, haben sie sich in bezug auf die Gestalten unserer Klassiker noch nicht gewagt, und doch meine ich, wenn man die Gestalt des Goethe'schen Klärchens mit derjenigen ihrer Mutter vergleicht, so ließe sich in diesem Verhältnis das moderne Wort „Vererbung“ wohl anwenden. Auch an Gretchens Charakter und Wesen kann man, wenn auch mehr indirekt, den Einfluß ihrer Mutter wahrnehmen. Wenn Gretchens Mutter zu orthodox und streng ist, so ist diejenige Klärchens zu gutmütig, leichtsinnig; beide Mütter führen durch genannte Eigenschaften den Untergang ihrer Töchter herbei. Bei dem ernstern Gretchen ist die Orthodoxie der Mutter in kindlich naiven Glauben und Sentimentalität umgeschlagen; Klärchen hingegen ist das getreue Abbild ihrer Mutter in verjüngter Wiedergabe; wenn die Liebe zu Egmont sie nicht mit elementarer Gewalt ergriffen und gleichzeitig vertieft hätte, so wäre sie mit den Jahren ihrer Mutter immer ähnlicher geworden, sie hätte dann wahrscheinlich Brackenburg geheiratet, obgleich sie nie in ihn verliebt war, wie sie selbst sagt, aber sie „wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben“. Das tiefer veranlagte Gretchen würde sich hingegen nie bestimmen lassen, äußerer Umstände halber einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen. Klärchens Liebeslied: „Freudvoll und leidvoll“, das sie in Gegenwart der Mutter gedankenlos vor sich hinrallert, und Gretchens Monolog am Spinnrade: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer“, kennzeichnen am deutlichsten den Unterschied im Wesen der beiden sich äußerlich völlig gleichgestellten Mädchen. Klärchen findet trotz ihrer Leidenschaft für Egmont noch Zeit, sich zu putzen und mit Brackenburg zu kokettieren, sie ist ein verzogenes Kind gegen Gretchen, die wie ein Dienstmädchen von früh bis spät wirtschaften muß, trotzdem ihre Mutter eine Magd halten könnte: mit leiser, ihr selbst halb unbewußter Klage deutet sie es Faust gegenüber an:

„Wir könnten uns weit mehr als andre regen;
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen“ . . .

Klärchen hingegen wird von der Mutter selbst gemahnt, sich „ein wenig besser anzuziehen“, worauf sie erwidert: „Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile

habe“ und dann noch die Aufforderung an die Mutter richtet, ihr beim Umkleiden zu helfen. Das tiefer veranlagte Gretchen bekümmert sich aufs ernstlichste um Fausts Christentum, das leichtsinnige Klärchen denkt an so etwas nicht, wenn der Geliebte da ist, charakteristisch für sie ist, daß sie sich von Egmont das Versprechen hat geben lassen, „ihr einmal spanisch“ zu kommen.

Von Mephisto wird Gretchens „Wesen und ihr Blick so scharf“ gerühmt; trotzdem sie, man kann wohl sagen in der Einsamkeit aufgewachsen ist, hat sie doch eine instinktive Menschenkenntnis — sie vermutet sofort in Mephisto Fausts bösen Dämon und will sich ihre „Antipathie“ nicht ausreden lassen. Klärchen läßt in ihrer Leichtlebigkeit die Menschenkenntnis vollkommen im Stich; aus gutmütiger Schwäche, um dem unglücklichen Brackenburg nicht wehe zu thun, führt sie ihn am Narrenseile hin und her und merkt nicht, daß er dadurch immer elender wird und schließlich zu Grunde gehen muß. — Beide Liebespaare ergänzen sich aufs feinste; Faust, der Gelehrte und Weltentürmer, mit dem schwärmerisch sentimental Gretchen, und Egmont, der Held des göttlichen Leichtsinns, der nichts weniger als von „des Gedankens Blässe angekränkt“ ist, bildet ein treffliches Pendant zu dem fecken Klärchen.

Grechens strenge Mutter ahnt von der Tochter Liebesverhältnis mit dem unbekanntem Manne nichts, Klärchens Mutter hingegen hat der Tochter Liebe zu dem ritterlichen Egmont von Anfang an begünstigt, freilich hat sie nicht geahnt, „daß diese unglückliche Liebe das kluge Klärchen so bald hinreißen würde“, sie hat im Gegenteil ihrer eigenen und auch der Tochter Veranlagung nach geglaubt, Klärchen würde Egmont so lange hinziehen und mit ihm kokettieren, bis er sich entschloße sie zu heiraten. Egmonts schnell entflammtem und leichtfertigen Wesen nach, wie es von seiner Umgebung geschildert wird, wäre das auch garnicht so unmöglich. Doch diesmal hat sie sich geirrt: durch die Leidenschaft für Egmont thut sich zum ersten Mal in dieser Hinsicht eine Kluft zwischen den Naturen von Mutter und Tochter auf; wie schon oben erwähnt, hat sich Klärchen durch die Liebe zu Egmont veredelt, sodaß jegliche Berechnung ihr fern liegt — und doch bleibt sie sich selbst und ihrem Leichtsinn treu. Während die Mutter sie ängstlich auf die Zukunft verweist, sucht sie sich aller sorgenvollen Gedanken zu ent schlagen und beruft sich nur auf die glückliche Gegenwart. Als der Mutter düstere Prophezeiungen kein Ende nehmen, fährt sie auf: „Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schrecklich!“ — Anders Gretchen; ohne den Geliebten in ihrer Bescheidenheit damit zu inkommodieren, hat sie sich doch in ihrem Unglück der heimlichen Hoffnung hingegeben, daß Faust sie heiraten würde. Ihr Gespräch mit Lieschen, das sich um das Geschick Värbelchens dreht, mit dem der Dichter aber Gretchens eigenes Schicksal andeuten will, weist darauf hin. „Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau,“ ist ihre leise Antwort, die sie wie um sich selbst zu trösten spricht, auf der Freundin schadenfrohe Reden.

Lieschen Antwort:

„Er wär' ein Narr! Ein stücker Jung'
Hat anderwärts noch Lust genug;
Er ist auch fort!“

reißt sie von ihren Phantasiegefilben in die kalte Wirklichkeit hinunter. Diese getäuschte Hoffnung führt mit allem andern Unglück ihren Wahnsinn herbei. Auch in der Kerkerzene deuten ihre irren Reden noch einmal darauf hin:

„Tag! Ja, es wird Tag! Der letzte Tag dringt herein,
Mein Hochzeitstag sollt' es sein!“

Eine Eigenschaft, die Gretchen zugeschrieben wird, möchte ich aber zuletzt doch nicht unerwähnt lassen, die ist, daß sie Faust nach ihrer ersten Begegnung „schnippisch“ nennt. Merkwürdig bleibt, daß dieser Ton während der ganzen Rolle nicht wieder durchklingt, und sie hätte doch mehr als einmal Gelegenheit, wenn sie mit dieser Eigenheit behaftet wäre, sie anzuwenden, z. B. in der ersten Begegnung mit Mephisto in Marthas Zimmer. Als der Schalk ihr anrät, es derweil mit einem Galan zu versuchen, ist ihre schüchterne und doch entrüstete Antwort: „Das ist des Landes, nicht der Brauch“ und nach seiner Entgegnung: „Brauch oder nicht! Es giebt sich auch“, ist sie überhaupt „wie vor den Mund geschlagen“. — Ist es nicht eher möglich, daß aus ihrer Antwort auf Fausts fecke Ansprache nach dem Kirchgang ein Ton tugendhafter Entrüstung spricht, der von dem leichtfertigen Faust als „schnippisch“ ausgelegt wird? Auch Kaulbach sucht auf „Grechens Kirchgangsbilde“ in seiner bekannten Goethegalerie einen Ausweg zu finden. Nicht nach, sondern bevor sie in die Kirche geht, zeigt er sie dem Beschauer, mit schüchtern seitwärts geneigtem Kopfe wendet sie sich auf dem Bilde von Faust ab. Sollte Gretchen wirklich, die still verträumt aus der Kirche kommt, nebenbei gesagt, die einzige Erbauung oder, um ein profanes Wort zu gebrauchen, bessere Abwechslung, die sie hat (denn das Plauderstündchen mit Frau Martha, die ihrem Wesen innerlich fremd gegenüber steht, kann man doch nicht dazu rechnen), auf die unermutete Anrede den Ton „schnippischer Kurzangebundenheit“ finden? Zwar muß sie Faust, trotz ihres Zurückschauerns, angesehen haben, denn gleich zu Hause angekommen, erinnert sie sich seiner: „Er sah gewiß recht wacker aus und war aus einem vornehmen Haus.“ Doch würde es das einfach bürgerliche Gretchen nicht gewagt haben, solch einem vornehmen Herrn in der oben erwähnten Art zu begegnen. Auch ihre Antwort in der Gartenszene, als Faust sie für seine Frechheit um Verzeihung bittet, deckt sich nicht damit, denn sie erwidert darauf: „Ich war bestürzt, mir war das nie gescheh'n . . .“ Ist sie also erschrocken, so fehlt ihr natürlich die Geistesgegenwart, dem unverschämten Trager „heimzuleuchten“. Daß hingegen Faust ihre Antwort in der Kirchgangsszene anders auffaßt, ist wieder natürlich; bei seinem stürmisch bewegten Leben, das er nach dem Verjüngungstrank geführt hat, muß er sich erst nach und nach in die stille Einfachheit und Frömmigkeit seiner Geliebten hineinfinden.

Beide Mädchen büßen die Sünde ihres Leichtsinns und ihrer Leidenschaft durch freiwilligen Tod. Klärchen, indem sie Egmont in den Tod vorangeht, und Gretchen durch das Zurückstoßen der rettenden Hand ihres Geliebten.

Moderne Lyrik.

Von Lulu von Strauß u. Torney.

Bei der Lyrik, dieser subjektivsten aller Kunstformen, ist es selbstverständlich, daß auch das Urteil des Genießenden und des Kritikers mehr oder minder bewußt subjektiv gefärbt sein muß. Es wäre Thorheit, hier allgemeine Kunstregeln aufstellen zu wollen. Denn was die eine Periode als unumstößlichen Schönheitsmaßstab hinstellt, das legt die nächste wieder weg, um ihre eigenen, ebenso kurzlebigen Gesetze dafür aufzupflanzen.

Aber einige Anforderungen giebt es doch, die man an jede Lyrik, und sei sie noch so stark persönlich, stellen darf und muß. Eine derselben ist die der Verständlichkeit. Man kann zugeben, daß es nicht eine Fabelverständlichkeit für oberflächliches Durchfliegen zu sein braucht; aber der aufmerksame Leser kann verlangen, daß er sich den Sinn eines lyrischen Gedichtes nicht mühsam wie eine Preisrätselfrage herausklauben muß.

Gegen diese einfache Forderung hat Ernst Schur, der Verfasser eines Bandes Dichtungen und Gefänge (Herm. Seemann Nachf., Leipzig) sich veründigt. Ich muß gestehen, daß es mir auch bei mehrfachen, aufmerksamem Lesen nicht gelungen ist, in den meisten dieser Dichtungen irgend welchen Sinn zu entdecken, — ja, daß ich manchmal fast den Eindruck einer absichtlichen Mystifikation hatte. Ich würde das Buch überhaupt nicht erwähnen, wenn es nicht gerade in seiner karrikierten Form bezeichnend wäre für eine nicht kleine Klasse moderner Litteraturerzeugnisse. Der Verfasser giebt selbst die Handhabe zu seiner Beurteilung, indem er einen begeisterten Aufsatz über Nietzsche an die Spitze seines Buches stellt. Aber der Schüler hat seinen Meister noch übertroffen, er hat Zarathustra „überzarathustrat“ — *sit venia verbo* —, trotzdem er sich gegen jede Nietzsche-Nachtreterei ausdrücklich verwahrt. In diesen abgehackten Versfiguren erkennt man deutlich das verzerrte Vorbild Nietzsche'scher Aphorismen.

Es ist das Unglück dieses Dichter-Philosophen, daß seine Manier ebenso leicht nachahmlich, wie das wirklich Bedeutende in seiner Persönlichkeit unnachahmlich und unmitteilbar ist. Auf die junge litterarische Generation hat er besonders in der Form starken Einfluß gehabt. Freie Rhythmen sind Mode geworden. Aber sie sind eine gefährliche Kunstform und verleiten durch den Mangel jeder Fessel das junge Talent leicht zu völliger Formverachtung, zu einer Art künstlerischen Verbummeln, während Nietzsche selbst, der große Sprachkünstler, den freien Rhythmus

doch immer mit feinstem Instinkt für das rechte Maß, mit schlagender Knappheit behandelte und ihn so zu einem zarten und glänzenden Kunstwerkzeug ausbildete.

In Nietzsche's Fußstapfen geht in seinen freien Rhythmen auch Paul Mangré, der seinem Buch den anspruchsvollen Titel „Ekstasen“ (H. Seemann Nachf., Leipzig) gegeben hat. Dieser Titel scheint sich mir mit dem Inhalt nicht zu decken. Denn wenn seine Rhythmen auch mit einem Ueberfluß von farbigen, häufig schön geprägten Worten den oft feinen Gedanken umspielen — wenn seine Sonette und Rondinen auch von Leidenschaft reden, so verliert man bei Mangré doch nie das Gefühl, daß man es mit einem raffiniert auf Wirkung ausgehenden Künstler zu thun hat. Keine seiner Dichtungen hat das impulsiv Hingerissene, Hinreißende echter Ekstasen. Es ist bezeichnend für den Dichter, daß er seinen freien Rhythmen die gewandt gehandhabten strengen Kunstformen des Sonetts, der Rondinen gegenüberstellt, während er nur Weniges und Mindestgelungenes in naiver lyrischer Form giebt. Und bei aller Anerkennung seiner Sprachbeherrschung wird sich der Leser doch kaum von dieser Art Kunst innerlich berührt fühlen.

Das genaue Gegenteil dazu bietet Fritz Lienhard in seinen „Gedichten“ (G. H. Meyer, Berlin). Eine Besprechung ist fast überflüssig, da der Dichter seinen festen Platz im litterarischen Leben längst errungen hat. Aber es ist interessant, in dieser vollständigen Gedichtsammlung seinen Werdegang und seine Persönlichkeit geschlossen vor sich zu sehen. Lienhard ist keiner der modernen Nur-Künstler; er ist zuerst und vor allem Mensch, Persönlichkeit. Er macht Verse, weil er etwas zu sagen hat, weil er einen Eindruck von der Seele haben muß; und die Form ist ihm nur das Kleid des Gedankens, der Stimmung, notwendig, aber nicht dem Inhalt gleichberechtigt. Und während der raffinierte Formkünstler meist nur auf wenige, künstlerisch sensitive Naturen wirken kann, spricht die frische aufstrebende Persönlichkeit Lienhard'scher Verse, von den Jugendliedern, den waldduftigen Wasgaufahrten bis zu den gereiften Dichtungen in „Hochland“, zu dem Raiv-Menschlichen, Lichtdurstigen, das in jeder Seele lebt. Es ist kein gedichtetes Buch, das wir da lesen, sondern eine warme Hand, die sich uns entgegenstreckt.

Echtes, lebendiges Menschentum, werdende oder gewordene Persönlichkeit, nicht raffiniert künstelndes Künstlertum, das ist es, was unserer Poesie, vor allem der lyrischen, not thut.

Und Interessantes gerade in dieser Beziehung verspricht eine Sammlung „Neue deutsche Lyriker“, die unter der Regide von Dr. Karl Busse im Grote'schen Verlage erscheint. Der Name des Herausgebers bürgt dafür, daß die Sammlung nichts Wertloses enthalten wird; bisher sind zwei Bändchen erschienen, die ein völlig voneinander verschiedenes Gesicht tragen.

Vielleicht ist — oder eher, wird später einmal — Alfons Paquet der Größere, wenigstens Genialere von Beiden. Bisher bietet das schmale Bändchen etwas reichlich viel Sturm, Drang und Gährung. Der junge Dichter scheint zu jener Art von Talenten zu gehören, die einerseits zwar große Hoffnungen erwecken, andererseits aber die ebenso starke Möglichkeit in sich tragen, ihre Kraft dichterisch in der Jugend raketenartig zu versprühen, um sie später erst auf einem für sie geeigneten, vielleicht völlig anderen Felde anzuwenden.

Es kommt dem Leser bisweilen der Wunsch, dieses junge Talent hätte erst mehr ausreifen, sich klären mögen, ehe es den Schritt in die Öffentlichkeit that. Aber bei aller Unreife, allem Ringen mit Wort und Form stehen doch wieder köstliche, echt dichterische Bilder, eigentümliche Gedanken, ein weiter Horizont. Und das Vorwort des Herausgebers rechtfertigt die Gründe, aus denen er dieses Buch eines Zwanzigjährigen unter seinem Schutz mit starker Zukunftshoffnung in die Welt schickt.

„Sternschnuppen“ von Adolf Holst nennt sich das zweite Bändchen der Sammlung. Das Talent, das sich in diesen Liedern ausspricht, ist völlig anderer Art. Kein Sturm und Drang, sondern eine feine, lebenswürdige, etwas wehmütige, uns bisweilen schalkhafte Melodie liegt in diesen Versen. Es ist ein reiferes und doch naiveres Buch, als der erste Band der Sammlung. Wohl läuft hier und da eine Trivialität mit unter — wohl hat der Verfasser eine hartnäckige Vorliebe für einzelne Ausdrücke, denen man immer wieder begegnet — oder er greift zu Bildern, die durch häufigen Gebrauch schon verblaßten. Aber diese technischen Mängel vergißt man über dem feinen Reiz dieser Verse, die etwas von Märchentou und Volkslied an sich tragen. Einzelne in wehmütiger Frage verfliegende Schlusszeilen, etwa aus dem Cyclus Lumpengefindel oder aus den seltsamen „Iren Liedern der Assunta“, bleiben dem Leser mit weichem Zauber im Ohr hängen.

Wir dürfen mit Interesse den folgenden Bänden der Sammlung entgegensehen. Und wir dürfen uns freuen, daß heute unter den Dutzenden von Reimern und Formpoeten doch sich häufiger echt dichterische Naturen finden, die sich den Modeströmungen fern halten und ihren eigenen Weg zu gehen versuchen. Denn ebenso wie auf das Maß der Begabung kommt es für den Dichter darauf an, daß diese Begabung von lebendiger Persönlichkeit getragen ist. Solche innerlich wahre Kunst, sei sie auch der Form, der technischen Feinheiten nicht immer völlig mächtig, hat mehr Aussicht, fortzuleben und zu wirken, als eine raffinierte Kunst der Form und des Scheines.

Völkerlieder.

Von Bruno Baumgarten.

1.

Allein an der Stätte des Mordes.

Nun ward ein reicher Frühling
Zerstört vom jähen Tod,
Nun steht der grüne Rasen
Von Siegfrieds Blute rot.
Wie trank er durstige Züge
Am Quelle klar und rein!
Da gab der finstre Hagen
Den finstren Tod ihm ein.

Nun tragen sie die Leiche
Auf blutbeslecktem Arm —
O Kriemhild, arme Kriemhild!
Noch schläfst du ohne Harm.
Noch jammert auch nicht Einer
Um den erloschen Glanz:
Sei denn die erste Klage
Ein Lied des Fiedelmanns!

War er nicht unsre Sonne
Zu Glück und Ungemach?
Schuf er nicht Lust und Leben,
Gab er nicht Licht und Tag?
Uns war der Tag zu lange,
Zu rein die stolze Blut,
Da rissen wir die Sonne
Herab mit freblem Mut.

Nun wird es kalt auf Erden
Und Nacht um Aug' und Sinn,
Nur Mond und Sterne wandeln
Noch droben schweigsam hin.
Sie kargen mit der Wärme,
Sie geizen mit dem Schein —
O warum starbst du, Siegfried!
— Und doch, es mußte sein!

Denn das Gespenst der Rache
Wies uns die blutige Bahn.
Wir haben es gelitten,
Und Hagen hat's gethan!
O Rache, rasche Rache,
Wie finster ist dein Pfad!
Das muß ich ewig klagen
— Und rühme doch die That.

Auch dir, du blutger Hagen,
Sei laut ein Lied gebracht,
Du schlugst des Tages König,
Sei nun der Fürst der Nacht!
Wie mit dem Mond dort oben
Die kleinen Sterne gehn,
Laß mich mit Schwert und Harpe
Dir treu zur Seite stehn!

Du schweigst, wie Wälder schweigen,
Dein Haar ist schwarze Nacht,
Dein Auge glüht so eigen
Wie Erz im dunklen Schacht.
Wie sehn' ich mich zum Streite,
Wie brenn' ich vor Begier,
Zu kämpfen Seit' an Seite,
Du troh'ger Held, mit dir!

Mir ahnt, es schreitet schnelle
Der Tag des Kampfes her.
Das Blut rann in die Quelle,
Die Quelle ward zum Meer.
O dieser Rache Rache!
Das wird ein blutger Tag!
— Wir thaten unsre Sache;
So komme denn, was mag!

2.

Abschied von Worms.

Leb wohl denn noch einmal, mein einziges Glück,
Dort oben am Fenster, du rosige Maid!
Wohl über ein Jahrlein, dann bin ich zurück,
Zu küssen und singen und scherzen bereit.

Dann sitzen wir im Saale,
Du lauchst dem Lied gespannt,
Dann sing' ich dir und male
Das ferne, fremde Land.

Noch schirmt mich die Klinge, noch schützt mich der Schild,
Noch klingen die Saiten lebendigen Klang,
Doch sollte ich fallen auf fremdem Gefild,
Dann sing' ich dir ferne den Schwanengesang.

Dann wendet wohl die Donau
Zurück den ew'gen Lauf
Und trägt die letzten Grüße
Zu dir, zu dir hinauf!

3.

Kampf auf dem Marsche.

Sie kommen, sie kommen! Den Schild zur Hand!
Und fester die Helme geschlossen!
Wie ein Sturmwind kommen sie hergerannt,
Die Recken auf feurigen Rossen.
Herr Gelfrat und Else, wie Tag und wie Nacht,
In hellem und düsterem Kleide —
Wohlauf, wohlauf zu der blutigen Schlacht
Und fanget und tötet sie beide!

Wir schluckten nur Staub und erblickten nur Gras
In heißen, ermattenden Tagen;
Hier färbt sich die Erde von Blute doch naß,
Hier gilt es doch Werten und Wagen!
Wie dröhnet die Erde, wie zittert die Luft!
Wie Schwerter an Schwerter sich heben!
Ich glaub', ich erwachte aus finsterner Gruft
Beim Klange der Schilde zum Leben.

Nur mutig, Genossen, dem Feinde zum Spott!
Euch schirmen die kräftigen Glieder.
Und fallt ihr, so wecket der mächtige Gott
Zum jüngsten Gerichte euch wieder.
Doch glaubet den Wärlin der Pfäfflein nicht,
Dort warten nicht friedliche Zeiten!
Nur Kämpfen ist Leben! Vom jüngsten Gericht
Hebt an ein ewiges Streiten!

4.

Zu Bechelaren.

(Als man die Ritter von den Damen trennte.)
Das war im Feld ein blut'ger Schmaus,
Wie hieben ein die Baiern!
Nun dürfen wir in sich'rem Haus
Ein Mahl des Friedens feiern.
Dort floß das Blut wie sirner Wein
Wohl hin und her im Grase.
Geschehnes mag geschehen sein:
Hier perlt der Wein im Glase.

Herr Wirt, ich komme grad' vom Rhein,
Wo nie die Kehle rostet:
Und doch ist dies der schönste Wein,
Den lange ich gekostet.
Und doch — ist der Geschmack so rein
Nicht ganz, wie er wohl mülzte!
Und doch — ich wollt' ein Schurke sein,
Wenn ich die Ursach wüßte!

Verstehe mich doch sonst, ihr wißt's,
Recht gut auf gute Rebe,
Denn kämpfen, singen, trinken ist's,
Wovon, wofür ich lebe. — —
Ich war zu feck, mein König grollt,
Laßt mich den Groll verjagen!
Wenn Ihr ein wenig lauschen wollt,
Will ich die Saiten schlagen.

Saß in der Laube,
Saß bei dem schäumenden Wein.
Blicke so finster,
Stirne voll Falten, daren.
Lauchte das Liebchen
Hinter der Laube so sacht,
Hatte das Liebchen
Blöblich gelacht.

Blickt' ich im Unmut
Ueber die Blätterchen dicht,
Ziel's in ein Spältchen
Ach, wie das himmlische Licht.
Forchte ich weiter,
Blickt' ich in's Auge ihr tief,
Wollte sie flüchten — —
Aber ich rief:

Komme doch, Liebchen,
Komm' in die Laube herein!
Nippe ein wenig,
Nippe vom köstlichen Wein!
Alternde Weine,
Jugendlich blühende Maid:
Ihr im Vereine
Lindert das Leid.

Doch halt, es öffnet sich die Thür.
 Hier darf der Spielmann schweigen.
 Wie goldne Sterne geht herfür
 Der Frauen lichter Reigen.
 Wohlan, ihr Damen, rein und jung,
 Des Schöpfers schönste Gabe,
 Euch weih' ich hier den tiefsten Trunk
 Der wonnevollen Labe.

Nun kost' ich erst, wie süß sie sind,
 Des Ungarn feurige Neben,
 Nun fühl' ich, wie es quillt und rinnt
 In meiner Brust, des Leben!
 Ob Rheinwein oder Ungarwein,
 Ob alter oder neuer, —
 Erst zweier holden Mägdlein Schein,
 Der spendet Kraft und Feuer!

5.

Abschied von Bechelaren.

Nun laßt zum Dank den Fiedelmann,
 Frau Gräfin, Euch sich neigen;
 Das beste Liedchen, das ich kann,
 Will ich zum Abschied geigen.
 Sechs Spangen schmücken meine Hand,
 Von Eurer Hand empfangen,
 Nun dien' ich Euch im Heunenland
 Und trage die goldnen Spangen!

Es stampft das Ross und möchte fort,
 Es bäumt sich schon im Bügel,
 Die Mitter stehn und stelgen dort
 Schon auf, den Fuß im Bügel.
 Dem Spielmann thut es gar zu leid,
 Zu scheiden und zu meiden
 Vom Haus der Lieb' und Gastlichkeit
 Und von den Frauen beiden.

Wie war der Wirt so lieb und mild,
 Geht keiner ohne Gabe.
 Du, Hagen, trägt den schönsten Schild,
 Den ich gesehen habe.
 Fest schließt Herrn Glinthers Stahlgewand,
 Hell glänzt Herrn Gernots Klinge,
 Und dennoch trägt Jung Gisklers Hand
 Das schönste aller Dinge.

Es ist nur ein kleines Ringelein,
 Doch gab es ihm die Holde,
 Das schließt so reiche Zukunft ein,
 Ein Leben ganz von Golde.
 Das schützt ihn, wie ein Panzer gut,
 Ist wie ein Schwert im Streite,
 Das fesselt ihm in Friedens Hut
 Die Liebe an die Seite.

Tragt gut den Panzer, gut das Schwert,
 Wahrt wohl den Ring, den kleinen,
 Dann sind wir bald zurückgekehrt,
 Noch ehe wir's verneinen.
 Frau Wirtin, ihr und Gisklers Braut,
 Lebt wohl, die Stunden mahnen:
 Wir wissen nicht, was kommt und graut,
 Wir wollen Heitres ahnen!

6.

Volkers Nachtgefang.

Ruhet, ihr Recken,
 Lüftet den Panzer von Stahl!
 Leget die Lanzen
 Auch von den Händen einmal!
 Finstere Feinde
 Lauschen und schleichen und drohn:
 Ruhet, ihr Recken,
 Ihnen zum Hohn!

Hagen und Volker,
 Brüderlich halten sie Wacht,
 Und ihre Sterne
 Sendet die lieblichste Nacht.
 Sterne, sie wachen,
 Leuchten so hell und so weit —
 Komme, wer wolle!
 Wir sind bereit!

Denkt von der Donau
 Fern an den rauschenden Rhein,
 Dort in die Flut auch
 Blicken die Sterne hinein.
 Kennst du noch andre,
 Minnebeseligter Mann,
 Andere Sterne:
 Denke daran!

Denn in dem Kampf nur
 Wirbst du das köstliche Weib.
 Küsse denn, Recke,
 Ruhend zum Kampfe den Leib!
 Morgen im Frührot
 Zeige des Weibes dich wert,
 Morgen im Frührot
 Rüte das Schwert!

— Siehe, sie rufen,
 Alle von Schlaf übermannt!
 Jeder umklammert
 Sorgend das Schwert mit der Hand.
 Aber das Unheil
 Wenden sie alle nicht ab:
 Ferne der Heimat,
 Nahe dem Grab!

Schlafe, du Schöne!
 Träum' in der Ferne von mir!
 Nimmer die Lippe
 Küss' ich, die lachende, dir.
 Küssen versteh ich,
 Singen in heiterer Schar:
 Kämpfen auch kann ich
 — Sterben sogar!

Hermann Jahnke.

Von Oskar Nobel.

Grüß Gott, grüß Gott viel tausendmal
Dich, Kaiser, Herr und Held!
Erglüh'n im jungen Morgenstrahl
Sieht deinen Thron die Welt.

Wie dunkel, wetternächtig
Uns jünger die Zukunft war:
Auf ging die Sonne prächtig.
Hinan denn, Kaiseraar!

Hinan, hinan im Sonnenflug
Zu Deutschlands Schirm und Wehr!
Es zieht vor Deinem Siegeszug
Der Friedensengel her.

Wie Wilhelm schwertgewaltig,
Wie Friedrich friedensmild:
So kraft- und lichtgestaltig
Erstrahlt dein Kaiserbild.

Glückauf! glückauf! Des Höchsten Hand
Sei mit dir alle Zeit!
So führe Volk und Vaterland
Zu Heil und Herrlichkeit!

Wir schwören heut aufs neue,
Von heil'ger Blut durchloht,
Dir, Kaiser, Lieb' und Treue,
Ja, Treue bis zum Tod!

Dieses von inniger Liebe zu Vaterland und Herrscherhaus zeugende Lied fand ich in mehreren deutschen Volksschullesebüchern. Ich ward aufmerksam auf den Namen Hermann Jahnke, schlug im Schriftstellerlexikon nach, las seine Werke und brachte es nicht über mich, sie gelesen zu haben, ohne meine Freunde mit einem Worte auf den hohen Wert der echt patriotischen Dichtungen, die sich auf dem Gebiete der Jugendschriften, Historiographie, Dramatik und Lyrik bewegen, und auf die Persönlichkeit des Dichters, eines der Hauptvertreter unserer Heimatkunst, aufmerksam gemacht zu haben.

Um zwei Angeln bewegen sich die Dichtungen Jahnkes: Treuüberzeugtes Christentum, markiges Deutschtum. Sie sind die Träger, um welche sich das zarte Gerant seiner Dichtungen schlingt. Man sieht diese Pfeiler nicht hinter dem

Blütenschmuck der Dichtung, aber man fühlt sie, man empfindet bei der Lektüre von Jahnkes Werken, daß nur ein Vertreter des Deutschtums und Christentums so schreiben kann.

Schon der Stoff, den unser Dichter als Vorwurf wählt, läßt ihn uns von diesen Gesichtspunkten aus sympathisch erscheinen. Da ist die markige Heldengestalt des Altreichskanzlers Bismarck, welche er mit feinem, scharfem Griffel gezeichnet hat. Seine Bismarckbiographie, ein Werk von mehr als 1000 Seiten, ist in über 50000 Exemplaren verbreitet. Man lese nur darin. Der Reichskanzler steigt vor unserem Geiste auf, so hoch und hehr, gewaltig und eisern, daß wir ihn als den Lenker der deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte und diese selbst begreifen lernen.

Da ist ferner das „Wilhelm=Gedenkbuch“, das in 400000 Exemplaren im deutschen Volke verbreitet ist, sein „Wilhelm der Siegreiche“, „Kurbrandenburg in Afrika“, „Humor und Heldentum“, „Wilhelm II.“, „Albrecht Achilles“, „An der Schwelle des Jahrhunderts“, „Eiserne Zeiten“, „Bismarcks Vaterhaus“ und seine letzt erschienene Jugendschrift „Im Weltwinkel“. Eine eindringliche Sprache sprechen diese Erzählungen zu unserer deutschen Jugend. Sie berichten ihr von den Zeiten der Größe des Deutschtums, von dem segensreichen Wirken unseres Herrscherhauses, von der Liebe des Deutschen zu seiner Scholle, zur Arbeit, von seiner Anhänglichkeit an das Erbgut seiner Ahnen in Sitten und Bräuchen, von seiner nationalen Gesinnung. Sie bieten der Jugend ein Spiegelbild edlen Deutschtums, beleuchtet von der Sonne innigen Christenglaubens, in das unsere liebe deutsche Jugend nur schauen darf, um Beispiele vor Augen zu haben, denen es nachleben soll und kann. Nicht Schemen, nicht Idole malt uns der Dichter, nein, vollkräftige Menschen von Fleisch und Blut, Seele und Körper, aus ihrer Zeit herausgewachsen, ihre Zeit fördernd, mit Größen und Schwächen, kurz: Individuen.

Dies rein individuelle Gepräge, frei von jenen bombastischen Phrasen, die wir wohl oft genug in patriotischen Dichtungen zu lesen und hören bekommen, tragen auch seine anderen Erzählungen: „Fürgen Wullenweber“, „A. Vorsig“, „Up ewig ungedeckt“, „Bienenfleiß und Bienensegn“, „Ferd. Schmidt“, „Eberhard von Rochow“, „Hans Koblhase“, sowie „Ill. Chronik des National=Denkmals und der Hundertjahrfeier“. Mit Glück ist Jahnke als dramatischer Schriftsteller aufgetreten. Mehrere erfolgreiche Aufführungen erlebten seine Dramen: „Die Scheinheilige oder der verlorne Sohn“, „Die neue Lorelei“, „Nahwer Bismarck“ oder „Eine diplomatische Großmagd“, „Gold und Eisen“, „Kein Hüßung“, „Gambrius“.

Viele seiner lyrischen Gedichte sind in Musik gesetzt worden, so das prächtige Nachtlieb:

Schlummernd ruh'n die Wogen
Auf dem weiten Meer,
Licht am Himmelsbogen
Zieht der Mond einher,
Nach des Sturmes Toben
Friedenvolle Ruh, —
Herz, den Blick nach oben!
Frieden find'st auch du.

Nach dem hellen Sterne
Steuert unverwandt
Schiffer aus der Ferne
Hin zum Heimatstrand,
Wo, von Lieb umwoben,
Winkt ihm süße Ruh, —
Herz, den Blick nach oben!
Frieden find'st auch du!

Wenn man das Verzeichnis aller Schriften des nun im 58. Lebensjahre stehenden Dichters überblickt, ist man versucht, anzunehmen, daß alle diese Werke des Dichters Kraft voll in Anspruch haben nehmen müssen, und man wird erstaunt sein, zu hören, daß Zahnte Volksschullehrer ist und noch obendrein eine rege Vereinsthätigkeit an den Tag legt. Er ist Leiter des deutschen Lehrer-Schriftstellerbundes, 2. Vorsitzender der litterarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins, sowie des „Allgemeinen plattdeutschen Verbandes“, Vorsitzender der Nordostgruppe des freiwilligen Erziehungsbeirates für schulentlassene Waisen in Berlin.

Aus seiner Stellung als 2. Vorsitzender des „Allgemeinen plattdeutschen Verbandes“ erraten wir, daß seine Heimat in Norddeutschland zu suchen ist. Im Dorfe Wintersfelde bei Greifenhagen in Pommern stand seine Wiege. Hier wurde er am 20. April 1845 geboren. Seine Eltern waren schlichte Landleute. 1855 siedelten sie nach Selchers im Kreise Czarnikau (Prov. Posen) über. Hier verlebte Hermann Zahnte seine Jugend, welche er in ergreifender Weise dem Leser seines „Im Weltwinkel“ schildert. Poesie und harte Prosa reichen sich die Hand, ja man möchte sagen, das Unglück kam mit Uebermacht heran, verjagte die Eltern und Geschwister von Haus und Hof. Aber der unerschütterliche Glaube an Christus bewahrte die Mitglieder der Familie vor Verzweiflung. Und mitten aus dem Unglück heraus erhebt sich zart, wie der Klang eines Silberglöckchens, die Liebe des kleinen Hermann (Benjamin) zu des Schulmeisters Töchterlein Anna. Im Jahre 1870 erhielt Zahnte, der inzwischen einige Jahre auf einem einsamen Dorfe mit seiner geliebten Anna und seinen Eltern als Lehrer thätig gewesen, einen Ruf nach Berlin, wo er in Freundschaft mit Ferdinand Schmidt, dem patriotischen Jugendschriftsteller, seine litterarische Laufbahn antrat. Am Sedantage traf er in Berlin ein. Das freudige Ereignis, das ihn in des Reiches Hauptstadt empfing, die Gefangennahme des französischen Kaisers, ließ seine Brust mächtiger schwellen und hat ihm sicher manche Anregung für seine patriotischen Dichtungen gegeben. Mit Recht singt Franz Matthes in seinem Zahntelied:

Deutschlands großen Ehrenkaiser,
Groß als Herrscher, Held und Mann,
Bracht' er Deutschlands Volke näher,
Zog die Herzen ihm heran;
Und des Fürsten Bismarck Thaten,
Seiner Größe, seinem Wert,
Schuf er bleibendes Gedenden
An des deutschen Volkes Herd.

Wilde Ranken von Theodor Nemilius.

Sang und Sage für unmoderne Leute.

Von D. H. Gaage.

Die Gedichte, welche ein Sohn der Lüneburger Heide unter dem Namen Theodor Nemilius veröffentlicht und „Wilde Ranken“ betitelt hat, zeugen von einem eigenartigen Talente. Denn sie sind nicht gemacht, sondern gewachsen und beruhen nicht, wie so viele neueren Gedichte, auf Reminiscenzen, sondern zeichnen sich aus durch einen selbständigen Gedankeninhalt und individuelle Gestaltung des Ausdrucks. Der Dichter führt uns nicht bloß in seine Heidelandschaft, wenn sie im Sonnenglanze blüht und lebt, oder wenn in der Abenddämmerung Spukgestalten in ihr weben und schweben, sondern auch in die Berge, wo die Bode über Felsblöcke dahinrauscht und zwischen all dem anderen Leben immer wieder Weisen der Urwelt aus der Zeit der Riesen ertönen läßt, oder ans Meer, wo ihm die wilde, alles wieder zurückschlürfende Brandung zu einem Bilde des zerstörenden Kampfes des Lebens wird, aber der von den Wellen zu seinen Füßen zurückgelassene, gleichsam gerettete Zweig an die höheren, schützenden Gewalten erinnert. Dann verarbeitet der Dichter allerlei Erfahrungen des eigenen Lebens zu Weisheitsprüchen und mahnt an den Ernst des kurzen Daseins, wie „die Zeit zur Ewigkeit geht“. Oder er besingt den Frieden des eigenen Heims, die Freuden der Kinderstube, die Feste des Hauses, aber auch den Ernst des Familienlebens, wenn schwere Krankheit oder andere Not die stillen Kreise stört. Ergreifend ist die Schilderung in dem Gedicht „Der Brautschleier“, wie die Mutter das todfranke Kind vor dem Schwarm der Fliegen mit dem lustigen Gewebe ihres Brautschleiers schützt, bis die Gefahr überwunden ist:

„O Wonne, was begiebt sich?
Schau! Das Gespinnst verschiebt sich!
Ein Händchen spielt daran und wehrt
Zu neuem Glücke, zur Genesungsfeier
Den Hochzeitschleier.“

Noch besser gefällt mir „Die Vereinsamung“ mit ihrem Refrain: Du fehlst mir überall.

„Ich seh' Dich noch zum Abschied winken,
Hör' Deiner lieben Stimme Schall,
Seh' in dem Aug' die Thränen blinken:
Du fehlst mir überall.“

Zurück keh' ich zum öden Hause,
Hart dröhnt der lauten Tritte Hall,
Bergrabe mich in meine Klause:
Du fehlst mir überall.“

Ich trete ein in unsern Garten,
Die Blumen fragen allzumal:
Wer wird denn nun wohl unser warten?
Du fehlst mir überall.“

Der Tag schläft ein mit seiner Plage,
Süß schlägt im Hain die Nachtigall.
Mir weckt sie nur der Sehnsucht Klage:
Du fehlst mir überall.“

Auch an erzählenden Gedichten versucht sich Nemilius und nicht ohne glücklichen Erfolg, wie namentlich die Ballade von Lorenz und Elsbeth zeigt. Sie handelt von einem jungen Glockengießer, der in der Fremde für die Vaterstadt eine Glocke als Meisterstück gegossen hat und heimkehrend sie als Sterbeglocke für seine Liebste läuten hört und neben ihrem Sarge sterbend niedersinkt.

Besonders haben die Lieder, die „Trauerrosen“ überschrieben sind und uns auf den Friedhof führen, einen eigenen Reiz und offenbaren ein tiefes Gefühl, zugleich einen innigen Glauben an ein höheres Walten und eine feste Unsterblichkeitshoffnung.

„Ja, mir will es scheinen,
Als ob Frühlingspracht
In den Friedhofshainen
Noch besonders lacht.

Geller strahlt die Sonne,
Tiefer ist das Blau,
Alles atmet Wärme
Auf der heil'gen Au.

Fern dem Kampf und Lärmen
Soll das arme Herz
Alles Bangen, Härmen
Tragen himmelwärts,

Soll der Weise lachen:
„Nicht der Tod herrscht hier.
Lebensströme rauschen
Ob den Gräbern dir.“

Auch aus anderen Gedichten tönt uns ein religiöser Klang entgegen, wenn der Dichter wandernd die wonnige Gotteswelt grüßt oder in der Großstadt sich durch das Glücklein einer Kapelle an den Sonntagfrieden seines Heimatdorfes erinnern läßt oder alles Erdenleid durch Ewigkeitsgedanken überwindet.

„Ihr Berge der Not und ihr Thäler der Schmerzen,
Wie stellt ihr euch dar dem fühlenden Herzen,
So abgrundtief, so riesengroß!
Doch machst du dich vom Irdischen los
Und steigst auf die Höhen der Ewigkeit:
Wo bleiben die Thäler? was ist dann das Leid?“

Besonders gut dürfte von den Liedern religiösen Inhalts das Gedicht „Im Dunkel“ gelungen sein.

„O freudloser Tag, bedrückt und bedroht
Von Wolken, die finster sich ballten!
Wo winkt mir ein Sieg in des Lebens Not?
Wann lacht mir ein friedliches Abendrot?
Gott weiß es, und Gott wird es walten!

So klein meine Kraft, so zag' oft der Mut,
So ärmlich mein Thun und Gestalten!
Trüb wogt der Gedanken feindliche Flut.
Was wird aus dem Schifflein? Wie steure ich gut?
Gott weiß es, und Gott wird es walten!

Laß läuschen, laß schwinden manch lieblichen Traum,
Manch liebendes Herz auch erkalten,
Laß herbstlich sich färben den grünenden Baum;
Der Trost trägt mich sicher durch Zeiten und Raum:
Gott weiß es, und Gott wird es walten!

In dieser religiösen Anschauung des Lebens, die aber nicht einer kirchlichen Tendenz dient und sich durchaus nicht aufdringlich breit macht, liegt wohl der

Hauptgrund dafür, daß der Dichter seine Lieder als solche bezeichnet, die für unmoderne Leute bestimmt sind. Er denkt dabei an die Lyrik des Tages, die vielfach mit dem Unglauben sich brüstet oder gar biblische Wendungen mißbraucht, auch wohl an die modernen Nachahmer der Sturm- und Drangperiode, die in der Formlosigkeit, ja in der Mißhandlung der Sprache ihr Genie zu zeigen wähnen. Sonst hat Nemilius ein offenes Auge für die Gegenwart mit ihren Aufgaben und kennt auch die Fragen, welche die moderne Welt bewegen. So umschließt sein Büchlein eine Fülle von Gedanken und bringt sie im allgemeinen auch in ansprechender Form zum Ausdruck, und zwar oft in der Weise, daß der Hauptgedanke nicht völlig erschöpft, aber der Leser zu eigenem Nachdenken angeregt wird, nach meiner Meinung ein besonderer Vorzug. Jedoch müßten bei einem hoffentlich erfolgenden neuen Abdruck oder bei einer zweiten Bearbeitung, die sich durch eine Sammlung der hier und da in Zeitschriften verstreuten neueren Gedichte des Verfassers bereichern ließe, an manchen Stellen allzu wild gewachsene Ranken beschnitten, anderen mehr Licht verschafft und einige ganz beseitigt werden. Jedenfalls verdient aber diese Gedichtsammlung besondere Beachtung, auch bei dem, der nach Büchern sucht, die zu Geschenken für das Haus sich eignen. Denn wenn Nemilius gern von einer Offenbarung in der Poesie spricht und des Dichters Schaffen eine Gabe der Gottheit nennt, so muß man in der That anerkennen, daß viele seiner Lieder von echter dichterischer Begeisterung eingegeben sind.

Maria Magdalena.

Buchbesprechung von Erich Erven.

Es handelt sich hier, um den Leser gleich von schweifenden Gedankenflügen auf den richtigen Weg zu führen, um ein neues Epos, das im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen ist. (5 M.) Der Verfasser, Dietrich Vorwerk, ist mir auf dem Titelblatte seiner „Maria Magdalena“ zuerst vor Augen getreten; diese erste Bekanntschaft war eine durchaus angenehme und wird eine unvergeßliche bleiben.

Denn Dietrich Vorwerk kann etwas. Das ist der Epiker, der uns fehlt. Er verbindet überraschende Sachkenntnis mit gesund verknüpfender Phantasie; Formgewandtheit eignet ihm wie verhalten lodernde Begeisterung, und vor allen Dingen ist er ein ganzer und echter Dichter.

Wenn wir Darstellungen aus der Zeit Christi lesen, die künstlerische Bedeutung haben, so ergreift uns ein eigentümlicher Schauer. Zeit und Personen der heiligen Geschichte sind uns von Jugend an vertraut; wir lebten in ihr, als wir zu denken begannen. Sie ist für uns das höchste Reale, was die Geschichte in schillerndem und buntem Wechsel uns überliefert hat. Was wir so in Gedanken

faßten, ja, was den vornehmsten Inhalt unserer Gedanken bildet, das gestaltet die Dichtung zu lebendigem Leben. Ich erinnere mich noch des erhabenen Schauders, als ich vor vielen Jahren zum ersten Male Wallaces „Ben Hur“ las. Der Leidensweg Christi, wie ihn dieser amerikanische Schriftsteller in so meisterhafter Kürze, fast im Berichterstatterstile eines guten Blattes, also sozusagen als Augenzeuge beschreibt, ist mir seitdem immer nur in dieser entsetzlichen Schärfe vorstellbar gewesen. Nicht anders wirkt Vorwerks Maria Magdalena.

Es war des Verfassers Absicht, eine umfassende Darstellung des Erdenwallens Christi zu geben. Die Person des Erlösers selbst in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, hat für erhabene christologische Epopöen, für eine „Messiade“ Klopstocks oder für einen „Jesus Messias“ des kürzlich verstorbenen Friedrich Wilhelm Helle Bedeutung. Ihnen war es in der Hauptsache um die ewigen Ideen, auch wohl um eine Erschöpfung des theologischen Inhalts ihres Vorwurfs zu thun. Sie schufen damit großartige Monumente religiöser Begeisterung; aber sie werden wenig gelesen. Vorwerk stellt die Person der Sünderin und Büßerin Maria von Magdala in den Mittelpunkt. Christi Wirken liegt wie Sonnen- glanz auf dieser mehr menschlich faßbaren Geschichte. Abgesehen, daß er so eine allgemeine lesbare Lösung des gewaltigen Problems geschaffen, scheint mir Vorwerks Epos auch die naturgemäße Behandlung des christologischen Stoffes im Sinne der realistischen Entwicklung unserer Litteratur.

Man weiß nicht zu viel von der Büßerin Maria Magdalena. Um so besser für den selbständig schaffenden Dichter! Denn nun konnte er, zwar nicht in unfruchtbaren spekulativen Phantastereien, wohl aber in logisch verknüpfender Phantasie eine Handlung erfinden, welche scharf die Zeitverhältnisse zum Ausdruck bringt, wenn sie auch nirgends mit den einfachen Linien des biblischen Berichtes in Widerspruch treten darf. Hören wir, wie dies in unserem Epos gemacht worden ist!

Nach der pharisäischen Anschauung, die zur Zeit Christi als die vornehmste und gottgefälligste galt, ist Maria die Tochter einer Ehebrecherin; denn ihre Mutter Susanna durfte den aufgezwungenen Gatten Manasse nicht verlassen, um dem Manne ihres Herzens, dem Proselyten Zona, anzugehören. Die Mutter büßt auf Veranlassung des eigenen Vaters für ihren Fehltritt mit dem Gesetzentod der Steinigung im Thale Hinnom; die Tochter aber leidet schwer nach dem Tode der Eltern unter dem allgemeinen Odium, das auf ihr lastet. Sie muß die Heimat verlassen; auf dem Pilgerzuge nach Jerusalem, der in Samaria Gelegenheit giebt, den unauslöschlichen Haß zwischen Juden und Samaritern kräftig zu veranschaulichen, trifft sie mit den beiden zusammen, die auf ihr ferneres Leben beeinflussend wirken sollen: mit Jesus von Nazareth und Gabinius, dem Tribunen. Diese ganze Exposition, die hier nur mit dürren Worten mehr gestreift als greifbar dargestellt werden konnte, strahlt in dem Epos gleichsam in Farbe und Duft. Auf dem weiteren Wege nach Jerusalem wird uns in der Unterhaltung der beiden Marien, der von Magdala und der Mutter Jesu, klar, daß in dem ganz anders als die übrigen Jünglinge gearteten Propheten (Jesus) dessen Gottesmission schon durchbricht.

Nachdem Maria Magdalena in Jerusalem vergebens bei ihrem Verwandten, dem Rathsherrn Nikodemus, Unterkunft gesucht, kommt sie in ihrer Verzweiflung ins Hinnomthal, findet den Hirt, der ihre Mutter hat sterben sehen, und erfährt, daß man damals ihren kleinen verschwundenen Bruder Benjamin ins Haus des römischen Procurators gebracht habe. Hoffnung, diese letzte liebe Stütze auf Erden wiederzufinden, belebt sie; sie kommt, sich des Tribunen Gabinius erinnernd, in dessen Haus, und — ihr Fall ist geschehen. Was ihr aber Liebe dünkt, ist dem Römer Lüsterheit und Flirt. Wie er sie gefunden, verläßt er sie. Aus der Tochter der Ehebrecherin wurde eine Sünderin.

Aber sie ist keine Sünderin für noch irgend einen andern. Ihr Fall macht sie zur Büßerin par excellence; alles will sie thun, um in ihren eigenen Augen gerechtfertigt dazustehen. Das Sühnopfer im Tempel reinigt sie etwa vor den Augen eines Hirten Jonadab, der sich ihrer in ihrer Schmach treulich wie ein Vater annimmt, aber nicht vor ihrem Herzen. Die stille Seelenqual der Büßerin ist in zu Herzen gehender Weise in dem 9. Gesange beschrieben, den ich für einen der besten des Epos halte. Die eindringliche Predigt der wilden Wüste, in die sich die Hirtenfamilie mit Maria zurückzieht, der Tod der Milka und des Hirten Jonadab, alles das ist mit dichterischer Kraft vor uns hingestellt. Nach dem Tode ihrer Beschützer ist die Einöde kein Aufenthalt mehr für sie; der Ruf des Täufers Johannes zieht auch sie an den Jordan. Der Gottesmann aber verweist sie auf den Messias. Ihr Geist trübt sich indes mehr und mehr im Gedanken an ihre Schuld, die keiner von ihr nehmen kann; sie wird wahnsinnig — „besessen“. Großartig ist die Szene, wie sie, die Besessene, in Kapernaum Zeugnis ablegt vor dem Messias, und wie Jesu Wort „Geh' in Frieden, meine Tochter! Deine Schuld ist dir vergeben!“ sie aus dem Abgrund der Verzweiflung in das Licht eines neuen Lebens hebt.

Von nun an bewegt sich das Leben Marias im Sinne einer seelischen Läuterung in aufsteigender Richtung. Als Jesu Jüngerin wird sie mit den Absichten seiner Heilssendung immer mehr vertraut. Die Einladung Jesu beim Pharisäer Simon giebt ihr Gelegenheit, Jesu Füße zu salben. Der Streit um die Zulässigkeit einer solchen Salbung verschärft die Stimmung der Mächtigen gegen den Nazarener, dem sie Feindschaft bis zum Tode schwören. Psychologisch fein ist die Gegenüberstellung der Maria mit Judas Ischarioth, der den weltlichen Königstraum vom Messias der Jüngerin schildert und diese zu einer wilden Freude über die Rache entfacht, die sie dann an ihren bisherigen Schmähern und Verfolgern nehmen will. In einer Gleichnisrede, die überraschend dem Bibelton abgelauscht erscheint, zerstört der Messias öffentlich diese Wahndee; der Jüngerin aber giebt er auf, sich an dem verhassten Nikodemus in der Weise zu rächen, daß sie den Schwererkrankten pflege.

Die Handlung neigt dem Ende zu; es folgen der Einzug in Jerusalem und das Urteil. Die Bitte von Pilatus' Weib, die von Traumgesichten erschreckt in den Gang der großartigsten Ereignisse eingreifen will, hört Maria aus nächster Nähe; der Traum, daß der Messias etwas auf der Welt erreiche, zerfließt endgiltig. Simon von Kyrene, der mit der frohen Botschaft zum Herrn eilt, daß sie

auch bei ihm im Orte alle an den Messias glauben, kommt zu rechter Zeit zu der rohen Soldateska, welche die drei Verurteilten nach Golgatha bringt. Hier wird dem Leser nichts erspart. Mit einer realistischen Kühnheit ohne Gleichen schildert Vorwerk jede Einzelheit des entsetzlichen Gerichtes. Es entsteht die Frage, ob es notwendig war, für diese Szenen mit teilweise so derber Deutlichkeit vorzugehen, wie es Seite 255 in dem Aufrufe des „thrazischen Soldaten auf Griechisch“ oder vielleicht auch Seite 267 bei dem Wutausbruche des Soldaten geschehen ist, dem bei der Kleiderteilung das erhoffte Stück entging. Ich möchte für mein Empfinden diese Frage durchaus nicht bejahen. Wohl ist es wahr, daß jene Soldaten in der Wirklichkeit noch roher mit ihrem Opfer verfahren sein mögen; aber ob es in der Ökonomie der künstlerischen Aufgabe lag, so haarsträubende Grausamkeiten in bezug auf die erhabenste Gestalt des christlichen Glaubens zu buchen, kann ich nicht finden.

Doch dies soll der ergreifenden Wirkung des imposanten Gemäldes keinen Abbruch thun; die Stellen lassen sich vielleicht mildern. — Maria Magdalena begreift erst ganz die göttliche Liebe, als sie den Dulder für seine Lasterer beten hört. Mit diesem Verstehen ist eigentlich der Schluß des Epos da; indes waren noch Fäden angeknüpft, die ihrer Entwirrung harren. So Benjamin, Gabinius. Maria sieht den Auserstandenen, wir sehen sie später bei Nikodemus, wir hören vom Eifer und heiligen Wandel der immer mehr sich verbreitenden Christengemeinde. Maria findet ihren Bruder Benjamin wieder, der als Centurio unter dem Kreuz gestanden und erst durch einen Brief des sterbenden, im Laster untergegangenen Gabinius auf seine Schwester hingewiesen wird. —

Es ist ganz natürlich, daß eine aphoristische, nur die wichtigsten logischen Beziehungen aufdeckende Inhaltsübersicht, wie sie hier zu geben versucht wurde, von dem Reize und der tiefgehenden Wirkung eines so umfangreichen Epos nur eine unzulängliche Ahnung geben kann. Es ist vor allem unmöglich, sich von der Behandlungsweise ein Bild zu machen, wenn charakteristische Proben nicht vorliegen. Von einer Angabe dieser Proben muß aber aus Raumgründen abgesehen werden. Vorwerk erreicht durch die Abwechslung in den verschiedensten Versmaßen, daß er nirgends langweilig und trocken wird; er ist ein Sprachkünstler, wie wir deren nicht viel haben.

Was sein Werk vor allem interessant und wertvoll macht, das ist besonders die ganz staunenswerte Beherrschung des Zeitcolorits. Da ist nichts, was aus dem Rahmen strenger, kulturhistorischer Ergebnisse herausfiele. Ein weiteres Merkmal sind die charakteristischen Natur- und Landschaftsbilder, die einen starken, ich möchte sagen orientalisches-fremdartigen Duft der Anschauung ausströmen. Man möchte wetten, daß die Schilderung meist auf Autopsie beruht. Die strenge Durchführung lebhaft realistischer Ausmalung war durchaus von einem modernen Dichter geboten; wir lassen uns nicht mehr an farblosen Idealszenarien à la Klopstock genügen, wir verlangen Blut und Fleisch und Blut. So befriedigt auch die eingehende, menschlich empfundene Charakteristik der Persönlichkeiten.

Es ist kein Zweifel, daß dieses Werk Beachtung finden muß. Seit Jahren darf man sagen, ist kein Epos mehr erschienen, das so bis in die Fibern packt,

wie Maria Magdalena. Es wird sich natürlich hier und da, wie auch schon flüchtig berührt, ein theologisches Bedenken ergeben, wenn der biblische Bericht zu einseitig zum Vergleiche herangezogen wird. Aber Dietrich Vorwerk hat nach meiner Ansicht das Verdienst, und man darf es seine dichterische That nennen, daß er uns Christi Erdenwallen einfach, menschlich, künstlerisch gedeutet hat.

„Bauernstolz“ und „Balladen und Lieder“.

Von Lulu von Strauß und Torney.

Gewürdigt von Ludwig Schröder, Herten.

„Die Kraft eines Volkes beruht zum großen Teil auf seinem Bauertum, es ist gewissermaßen der Grundstock seiner Existenz. Der Volkscharakter, der durch das abschleifende Getriebe der Städte im modernen Menschen leicht verwischt wird, erhält sich immer am reinsten und echtesten im Bauertum, das sich in steter Verührung mit der Natur, in den durch die Jahrhunderte gleichen Bedingungen seines Daseins nicht weit von dem ursprünglichen Zustand des Volkes entfernt. Und von diesem Standpunkt betrachtet, ist die Aufgabe des Bauernschriftstellers eine hohe und große, die zur Erhaltung und Pflege der Volkskraft beiträgt und ihm neben der künstlerischen auch eine kulturhistorische Stellung anweist.“

Diese Worte stehen am Schluß des Aufsatzes: „Die Dorfgeschichte in der modernen Litteratur“ von Lulu von Strauß und Torney, der im sechsten Hefte des vierten Jahrganges der „Monatsblätter für deutsche Litteratur“ erschienen ist. Und ich setze diese Worte an die Spitze meiner Arbeit, weil die Dichterin durch ihr Werk „Bauernstolz, Dorfgeschichten aus dem Weserlande (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Preis geh. M. 3,—, geb. M. 4,—) glänzend bewiesen hat, daß sie sich der Höhe und Größe ihrer Aufgabe voll bewußt gewesen ist. Sie hat in ihrem Aufsatz auch ausgeführt, daß in Norddeutschland die Aufgabe für den Bauernschriftsteller insofern bedeutend schwerer liege, als in Süddeutschland, weil der Norddeutsche in seiner abgeschlossenen, wortfargen Art viel schwerer kennen zu lernen sei. „Es erfordert ernstes Studium, das Stoffgebiet allein äußerlich zu erfassen, und sehr viel Liebe und Ausdauer, um wirklich in die innersten Tiefen des nord- oder niederdeutschen Bauerncharakters einzudringen.“ Lulu von Strauß und Torney ist aus dem Bauernvolk, von dem sie schreibt, zwar nicht hervorgewachsen, aber sie hat sich in dieses Volk hineingelebt; sie hat das ernste Studium ihres Stoffgebietes nicht gescheut, und ihrer innigen Liebe zu ihren Landsleuten, ihrer unermüdblichen Ausdauer ist es gelungen, wirklich bis in die innersten Tiefen des Charakters ihrer Bauern einzudringen. Von ihren Geschichten wird wahrlich kein Bauer ihrer Heimat sagen, was die Nord-

stetter Bauern von Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten sagten, „daß alles verstunke und verloge sei“. Nein, freudig müssen die Schaumburg-Vippeschen Bauern zugestehen, auch da, wo ihnen das treue Bild ihres Ich vielleicht nicht gefällt, daß alles Wahrheit ist, geschaut mit echten Dichteraugen, niedergeschrieben mit inniger Liebe eines sich mit ihnen freuenden, eines mit ihnen leidenden Herzens, eines Herzens, das sie ganz versteht.

Es ist, wie gesagt, sehr schwer, unsere niedersächsischen Bauern zu verstehen, aber noch schwerer ist's, sie lebenswahr darzustellen. Viele Dichter haben nur zu schildern gewußt, wie sie äußerlich sich geben: nach ihrer Darstellung giebt's nur rohe, grobe, gemeine Bauern. Andere fielen in den entgegengesetzten, fast noch schlimmeren Fehler: ihre Bauern sind nervenreiche, weiche, süßliche Geschöpfe. Lulu von Strauß und Torney fand den einzig richtigen Mittelweg. Ihre Erzählungen und Skizzen zeugen von scharfer Beobachtung; sie zeichnet die Bauern so, wie sie sind, in ihrer dem Stadtmenschen oft unbegreiflichen, kalten Härte und überlegenen Leidenschaftslosigkeit; aber sie weiß auch, wieviel Güte und Weichheit fast immer unter rauher Schale vorhanden ist, und läßt uns manchen überraschenden Blick thun in die niederdeutsche Volksseele. Von einer Würdigung der einzelnen Erzählungen nehme ich Abstand, weil das zu weit führen würde. Ich möchte keine einzige missen in der Reihe. Ob die Dichterin nun ein ganzes, reiches Menschenschicksal uns hoffend und bangend miterleben läßt, oder ob sie nur einen prächtigen Ausschnitt aus dem Leben bietet, immer müssen wir die dichterische Kraft bewundern, mit der sie diese Männer und Frauen vor unsere Seele stellt. Und diese vortrefflich charakterisierten Menschen leben und handeln, leiden und freuen sich in einer Landschaft, die mit gleicher Treue geschildert ist, wie das Seelenleben und das äußere Thun und Treiben ihrer Bewohner. Den Dialekt beherrscht die Dichterin mit großer Meisterschaft, und ich freue mich aufrichtig, daß sie von diesem ausgezeichneten Charakterisierungsmittel, das auch die erdhaltigste Schriftsprache nicht ganz ersetzen kann, so ausdrucksvoll Gebrauch gemacht hat. Wer Sinn hat für echte Heimatkunst, der darf sich dies Werk nicht entgehen lassen, von dem ich hiermit Abschied nehme, obgleich sich noch sehr, sehr viel darüber sagen ließe.

Ihren Dorfgeschichten aus dem Weserlande hat Lulu von Strauß und Torney schnell einen Veröband folgen lassen, der in demselben Verlage erschienen ist. Diese „Balladen und Lieder“ (Preis geh. M. 2,50, geb. M. 3,50) stellen die Dichterin sofort in die erste Reihe deutscher Dichterinnen. Als im Göttinger Musenalmanach für 1901, herausgegeben von Börries Freiherrn von Münchhausen, auch mehrere Balladen der Bückeburger Dichterin erschienen, da fand man sie in diesen Dichtungen so wuchtig und markig, daß man sie mit unserer großen Annette von Droste-Hülshoff verglich. Die Dichtungen ließen erkennen, wie gewaltig ihr Können erstarkt war seit dem Erscheinen der ersten Sammlung ihrer „Gedichte“ im Jahre 1898, und weckten große Hoffnungen für die Zukunft. Diese großen Hoffnungen sind durch den nun veröffentlichten Band erfüllt worden. Er enthält nicht alle Balladen, die ich von der Dichterin kenne aus verschiedenen Zeitschriften; mit großer Strenge hat sie gesichtet und nur das

Beste in diese Sammlung aufgenommen. Die meisten dieser Balladen werden dem Schätze deutscher Balladendichtung für immer einverleibt werden müssen, weil wirksame Stoffe in kraftvoller Sprache behandelt sind.

Und doch liegt der Hauptwert des Buches nicht in der Balladendichtung. Höher noch als die Meisterstücke dieser kraftvollen, farbenprächtigen Dichtungsgattung stelle ich vieles aus den Abschnitten: Aus Einsamkeiten — Heimat — Kunst und Leben. Einiges ist den Lesern der „Monatsblätter“ schon bekannt; im Verhältnis zur Fülle des Gebotenen aber doch nur sehr wenig.

Auch Lulu von Strauß und Torney gehört zu den Dichtern der Sehnsucht. Sie nennt ihre Lieder „herausgeboren aus der Sehnsucht Fülle“; sie fühlt's schmerzlich, in ihrer Seele, „tief unten, unerlöst, in Nacht gebunden, liegt es, und sehnt und sehnt sich nach dem Licht. Doch unsere Erden Sprache faßt es nicht, und meine Seele sinkt, erliegend fast, in tausend einsam sternenlosen Stunden stumm unter seiner unsichtbaren Last.“ Aber sie weiß auch, daß das, was in der Stimme ihrer Lieder singt, „was stammelnd in des armen Wortes Hülle, in Weh und Wonne zur Entfaltung ringt“, der Gottesgedanke, das Wort, das ewiger Geist geheimnisvoll in ihres Wesens Schranke hineingebannt hat, einst frei werden wird.

„An jenem Weltentag,
Da diesen gottgebornen Seelen allen
Die dunkelschweren Erdenbände fallen,
Darin ihr Sein so tief gefangen lag.
Dann wird das Wort, das meine Seele trägt,
Die alten Ketten groß und sieghaft brechen
Und leuchtend klar zu aller Augen sprechen,
Ein Opferfeuer, das zum Himmel schlägt!“

Aus tiefem Leide ist ihr Lied geboren, aus dem Leide, das die Mutter unserer Sehnsucht ist. Sie geht ihm nicht ängstlich aus dem Wege, weil sie weiß, daß die Krone des Leides die Krone der Kraft ist, die Krone, die Helden schafft. Ihre Sehnsucht ist kein Verlangen nach dem Nichtsein, kein schwaches Flehen um Erlösung vom Leide.

„Nach Zielen, die in blauer Ferne sind,
Will eure Sehnsucht ihre Flügel heben, —
Doch meine Sehnsucht ist ein Erdenkind,
Sie greift mit beiden Händen nach dem Leben!
Denn nur aus dieses Lebens Lust und Last
Wächst ihr die Kraft zu neuen, heiligen Siegen,
Und erst, wer seine Tiefen recht erfaßt,
Kann seine Höhen selig überfliegen!“

So singt sie von ihrer Sehnsucht und ruft an anderer Stelle klagend:

„Leben, Leben, wer wägt und mißt,
Was du meiner Seele noch schuldig bist?“

Ich muß es mir selbstverständlich schon aus ganz gewöhnlichen, mir in diesem Falle doppelt lästigen Rücksichten auf den Raum versagen, alle Nuancierungen dieser Sehnsucht hier auch nur anzudeuten, den überaus mannigfaltigen Stimmungen der Dichterin nachzugehen. Nur eins möchte ich noch nachdrücklich betonen.

Klingt auch hier und da der Schrei nach vollem Erdenglück erschütternd an unser Ohr, die Dichterin empfindet das Leid zu andern Stunden doch auch wieder als Gnade; des eigenen Leides Frucht ist echtes Mitleid:

„Den Sturm des Lebens seh ich und den Tod;
Ich kenne der Entfagung müdes Schweigen —
Und was ich weiß und sehe, wird mein eigen,
Und meine Stirn beugt der Menschheit Not!

Durch alle Straßen möcht' ich rufend geh'n
Und Schwesterarme jedem Schmerze breiten,
Ich möchte hell in alle Dunkelheiten
Die Lichter meiner großen Liebe sä'n.

Ich schaue tief in alles Leidens Sinn,
Denn sein Geheimnis ward auch mir verliehen —
Und wie ein Kleinod nehm ich auf den Knien
Die Last und Gnade meines Schmerzes hin!“

Und herrlich klingt der Cyklus „Aus Einsamkeiten“ in den Strophen aus:

„Und wenn das Leid die Seele läuternd reißt,
So soll mein Beten um Erlösung schweigen,
So soll mein Wunsch, der nach dem Leben greift,
Die Stirn im Staube der Entfagung neigen!

Aus eines großen Schmerzes Dornenkranz
Blüh'n weiße Rosen, die ihn stolz verklären —
Mein Bettlerschmerz kennt keiner Hoheit Glanz,
Er ist das ewig darbenende Entbehren — — —

Doch mit erhob'ner Stirne will ich geh'n
Und schweigend tragen seine heil'ge Schwere,
Und meine Augen sollen lächelnd seh'n
In meiner ernsten Einsamkeiten Leere.

Und jener Morgen soll mir selig sein,
Da sich das letzte Thor mir leuchtend weitet,
Da meine Seele schmerzgereift und rein
Zum stillen Berge der Erlösten schreitet!“

In der nun folgenden Abteilung „Kampf“ schlägt die Dichterin weniger eigene Töne an, und auch der kleine Cyklus „Aus fremder Seele“ gab mir bei aller Schönheit im einzelnen wenig. Die Gedichtreihe „Heimat“ aber hat mich geradezu entzückt, und ich muß mich immer wieder in diese Poesiefülle vertiefen. Wenn ich einen Begriff geben wollte von der Stimmungsgewalt, die die meisten dieser Gedichte auszeichnet, ich müßte sie alle unverkürzt hier wiedergeben. Gerade hier, wo Lulu von Strauß und Torney von Dingen singt, die alle echten Lyriker vor ihr auch schon besungen haben, beweist sie am deutlichsten, daß sie eine gottbegnadete Dichterin ist, die neue Geheimnisse zu ergründen weiß und Töne findet, denen man mit reinem Entzücken lauscht, wie dem alten und doch ewig neuen Sange der Nachtigall. In diese Verse ergoß sich der ganze Zauber der reinen, unverfälschten Natur, wie sie sich im Herzen einer sie mit allen Sinnen

erfassenden Dichterin spiegelt. Ich halte den Vergleich der Balladendichterin Lulu von Strauß und Torney mit der Balladendichterin Annette von Droste-Hülshoff für zulässig, möchte aber darauf aufmerksam machen, daß beide auch als Naturdichterinnen viel Gemeinsames haben. Zwar schuf die lebende Dichterin noch keine solchen Meisterstücke wie „Die Mergelgrube“, „Die Krähen“, „Im Moose“ und andere — darin wird die große Annette wohl unerreicht bleiben — doch aber ist in ihren Naturgedichten viel von dem Geiste zu spüren, der Annettes Gedichte dieser Gattung so abgrundtief von dem trennt, was sonst „Naturgedicht“ genannt wird. Ich mag nicht suchen nach Anklängen an frühere Dichter, denn mehr oder weniger stehen doch alle lebenden Poeten auf den Schultern ihrer Vorgänger, — was im wahren Sinne aber selbstverständlich nur von den Großen gilt —; denn unsere Dichterin besitzt soviel Eigenes, daß man sich alle Splitterreichterei ersparen muß. Ich kann zum Schluß nur noch einmal sagen, daß sie durch diesen Versband in die erste Reihe der deutschen Dichterinnen gerückt ist. Er enthält schon viele jener neuen Lieder, von denen sie in einem Gedichte des Schlußcyklus singt; man spürt viel von jener „neuen“ Kraft, die sie in sich fühlte; die „Balladen und Lieder“ sind schon ein Teil jener goldnen Ernten, von denen sie hoffend singt und sagt. Ich wüßte wirklich keinen bessern Ausklang für meine kleine Arbeit als dies Gedicht „Neue Kraft“, weil es die Hoffnung weckt, daß die Dichterin diesen beiden reifen Werken noch manches neue folgen lassen wird, sich zum Ruhm und uns zur Freude.

Neue Kraft.

In dumpfen Tiefen bin ich lang' gegangen,
Gesenkt die Augen, und die Füße wund —
Nun regt erwacht im tiefsten Seelengrund
Ein Leben sich in quellendem Verlangen,
Das singt und singt, noch halb in Nacht gefangen,
Ein neues Lied mir mit verträumtem Mund.

Wie junger Sommer liegt's auf meinen Tagen,
Ein reifend Werden, heil'ger Hoffnung voll,
Es ist, als ob mir jede Stunde soll
Von meiner Zukunft goldnen Ernten sagen,
Als ob die Kraft, die glühend mich durchquoll,
Mich wie auf Flügeln will zur Höhe tragen!

Neue Bücher.

Anton Tschechow, *Dukel Wanja*. Deutsch von August Scholz. 104 S. Geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Derselbe, *Drei Schwestern*. Deutsch von August Scholz. 133 S. Geh. 1 Mk., geb. 2 Mk. Berlin W., Dr. John Edelman.

Ein seltsam elegischer Ton, der für weichliche Naturen gewiß viel Anziehendes hat, durchweht diese beiden Schauspiele des berühmten Russen. Nur einsame, gebrochene, unzufriedene, lebensmüde Menschen, in ihrer trübseligen Verlassenheit vielfach zu

Sonderlingen geworden, treten uns hier entgegen, schwache, energielose Charaktere, ohne den Willen und ohne die Kraft, sich das Leben selbst zu gestalten, die Seele gefüllt mit Wünschen, Hoffnungen und Sehnsucht, doch ohne die Fähigkeit, ihrem Wünschen und Sehnen Erfüllung zu schaffen, den Kopf voller Gedanken, aber solcher, die verworrene Wege gehen und nicht auf das Leben und seine Bedürfnisse achten. Mit ihrer geringen, obendrein durch die Verhältnisse geschwächten Kraft suchen sie gegen ein widriges Schicksal anzukämpfen und sich Glück und inneren Frieden zu erringen; aber sie unterliegen jedesmal der Gewalt des Bestehenden und müssen auf eine glücklichere Gestaltung ihres Daseins verzichten. Dieser Verzicht wirkt umso ergreifender, als ihre Wünsche nur bescheidener Art sind. — Hierin gleichen sich die beiden Schauspiele aufs Haar, sie sind Variationen über dasselbe Thema: Einsamen, unbefriedigten Menschen leuchtet in der Dede ihres Alltagslebens ein bescheidenes Glück auf; aber schnell bricht es wieder zusammen, und die zum Kampf ums Dasein nicht Gerüsteten gehen dabei zugrunde oder sicken in stiller Resignation dahin, einer trüben, lichtlosen Zukunft entgegen. — So erscheint Tschekow in diesen Dramen als Melancholiker und Pessimist, und wir müssen ihm zugestehen: wenn die russischen Verhältnisse in der That so sind, wie er sie zeichnet, so nach jeder Seite hin zerfahren und haltlos, dann hat er ein Recht, Melancholiker zu sein. — Ueber den künstlerischen Wert der beiden Bücher möchte ich kein endgültiges Urteil abgeben, da manche Härten und Unverständlichkeiten vielleicht auf Rechnung des Uebersetzers zu schreiben sind. Charakteristisch ist beiden der fast gänzliche Mangel an Handlung. Fast Alles ist nur Exposition; nur zum Schlusse kommt etwas Handlung hinein, aber sie weckt den müde gewordenen Leser nicht mehr auf. An eine Einbürgerung dieser Schauspiele auf deutschen Bühnen ist wohl nicht zu denken.

Ludwig Kurowski, Menschenbilder. 2 Teile. Zweite Auflage. 64 und 68 S. je 25 Pfg. Wien, Selbstverlag.

Eine Reihe von kleinen, niedlichen Erzählungen spezifisch wienerischen Gepräges; Stimmungsbilder und Novelletten, die ein hübsches Erzählertalent bekunden, aber auf bleibenden Wert wohl keinen Anspruch machen, immerhin eine müßige Stunde angenehm ausfüllen können.

Johannes Dose, Frau Treue. Geschichten aus der Geschichte. 179 S. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Leipzig, Sächsischer Volkschriftenverlag.

Das Buch ist im Grunde nur ein Loblied auf ein edles Frauenherz, ein treues, im Glauben gefestigtes und in Leid und Liebe bewährtes Herz, welches um seines Glaubens willen irdischer Freude und irdischem Glücke heldenhaft entsagt und doch durch sein Aussharren in unwandelbarer Treue dieses höchste irdische Glück schließlich in reichstem Maße gewinnt. Um die Apothekerstochter Eleonore von Eisenberg rankt sich unter den genialen Händen des Dichters ein vielgestaltiges Blattwerk. Die jetzt so friedliche, weltentlegene Stadt Hadersleben ist von dem vollen Lichte geschichtlicher Ereignisse überflutet. Der Schwedenkönig Karl Gustav streitet gegen Dänemark und reißt das stille Hadersleben mehr oder weniger in den Kriegstrübel hinein, dem Einen zur Freude, dem Andern zum Leide. Die schwächlichen Gestalten, wie der altmodische Konrektor, offenbaren ihre jammervolle Schwäche in überzeugender Weise; aber die Heldengestalten, wie die Apothekerstochter und ihr tapferer Bruder, wachsen zu einer stamenswerten Größe heran. Es ist eine bunte Gesellschaft, die da vor unseren Augen lebt, liebt und leidet; aber der Verfasser hat mit wunderbarem Geschicke nicht nur die Einheit des Schauplatzes gewahrt, indem er alles um das „Haus von 1559“ sammelt, sondern vor allem hat er auch seine ganze Erzählung auf eine innere Einheit gebracht.

Die großen, heiligen Ideale, Glaube, Liebe und Hoffnung, bilden den Grundaccord. Ueber die äußere Gestaltung aber braucht man bei Johannes Dose, der den „Stephanus in deutschen Landen“ und den „Kirchherrn von Westerwohld“ geschrieben hat, nicht weiter zu sprechen. Das Buch verdient, viel gelesen zu werden, denn es ist hervorragend geeignet, das deutsche und evangelische Bewußtsein zu stärken.

E. Rehburg, Konrad. Epos aus der Reformationszeit. Dritte Auflage. 404 S. Geh. 4 Mk., in Leinen geb. 5 Mk., mit Goldschnitt 6 Mk. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Es ist immerhin ein gewagtes Unternehmen, ein Epos von solchem Umfange zu schreiben und auf den Büchermarkt zu bringen. Wenn ihm nicht ein hervorragender Wert innewohnt, so wird es kaum bemerkt und schnell vergessen werden, denn unser Geschlecht hat keine Zeit, sich mit behaglicher Ruhe in die epische Schilderung fernliegender Zeiten zu versenken, die obendrein nicht einmal ein aktuelles Interesse haben. Um so erfreulicher ist es, daß dieses Epos von E. Rehburg schon im vorigen Jahre in dritter Auflage erscheinen konnte. Dieser schöne Erfolg ist gewiß nicht allein dem Gegenstande zuzuschreiben, sondern auch der meisterhaften Darstellung und dichterischen Ausführung. Wir werden in die Reformationszeit geführt, wir lernen Luther und Melanchthon, Hutten und Sickingen, Zwingli und Erasmus, die Wartburg und Ufenau kennen; ehrliche Männerkämpfe und welsche Intriguen, weltliche und geistliche Interessen, die Zauberworte von Liebe und Glaube, vor allem der eigenartige Reiz jener wildbewegten Zeit, da das Alte stürzte und ein Neues aus den Ruinen mit sieghafter Macht emporstieg, — das Alles fesselt uns mit unwiderstehlicher Gewalt und läßt uns mitleiden und mitleiben. Der Held des Epos ist der Ritter Konrad, der in deutscher Treue an seinem Meister Ulrich von Hutten hängt. Er ist dem Kloster entflohen und wird der Typus eines deutschen Mannes in erregter Zeit. Durch alle Verwirrungen findet er sicher seinen Weg, weil ihn seine Sterne, der Glaube und die Treue, leiten, und schließlich darf er auch das heiligste Glück des Lebens in treuer Liebe finden. — Wir möchten das Buch in vielen Häusern sehen und empfehlen es namentlich als Geschenkwerk aufs wärmste. Sein innerer Wert ist so groß, daß es der weitesten Verbreitung würdig ist.

Dies und das.

Am 26. Juni 1802, vor rund hundert Jahren, wurde das Lauchstädter Schauspielhaus mit dem Goethe'schen Festspiel „Was wir bringen“ eröffnet. 13 Sommer hindurch leitete der Alte von Weimar diese Bühne, und Schiller veranstaltete hier bei seinem letzten dortigen Aufenthalt 1804 persönlich Aufführungen seines „Tell“, seines „Wallenstein“ und seiner „Jungfrau von Orleans“. Hier wirkte unter Goethe's Leitung eine Schauspieltruppe, deren Mitglieder wir noch heute kennen, hier spielten Becker, Malcolmi, Beck, Anzelmann, P. A. Wolff, Karoline Jagemann, Amalie Malcolmi und Christine Becker, uns allen lieb und vertraut als Goethe's „Euphrosine“. Hier erhielt Schiller unter der alten Linde Charlottens Jawort. Es ist für alle, die mit Stolz und Liebe der glanzvollen Zeit von Weimar gedenken, ein Ort der geweihtesten Erinnerungen. Noch steht an der alten Stelle Goethe's alter, braunsamter, hochlehniiger Regiestuhl. Jetzt ist das Haus nach langer Vernachlässigung dem Verfall nahe. Es ist gewiß eine dankbare und erfüllbare Aufgabe, diese ehrwürdige Stätte deutscher Kunstgeschichte vor dem Untergange zu schützen. Ein Weg dazu wäre vielleicht die allsommerliche Ver-

anstellung einiger wohlvorbereiteter Mustervorstellungen Goethe'scher und Schiller'scher Dramen nach den noch heute vorhandenen Einrichtungen, welche von den beiden Dichtern selbst herrühren. Hier, noch auf denselben Brettern und zwischen denselben Kulissenreihen, in dem von diesen selbst erbauten Theater, in welchem sozusagen seit jenen Tagen noch nicht ein Nagel geändert worden ist, wäre der Ort dazu. Wir leben ja in der Zeit der offiziellen und privaten Festspiele. Findet man sich nicht von Staats wegen bereit, hier etwas zu thun, so wäre das vielleicht für einige unserer beschäftigungslosen Goethebunde eine Gelegenheit, sich einmal nützlich zu machen. —

Im letzten Goethe-Jahrbuch wird ein neues Zeugnis dafür veröffentlicht, daß die Dissertation des jungen Goethe vom Senat der Straßburger Universität schroff zurückgewiesen wurde. Bekannt waren schon früher zwei Briefe des Straßburger Professors Elias Stöber, die sich auf diese Angelegenheit beziehen. So der folgende vom 4. Juli 1772: „Der Herr Goethe hat eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu sein, darf man nur seine vorgehabte Inaugural-Dissertation de Legislatoribus lesen, welche selbst die juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae (aus Gründen der Religion und Klugheit) unterdrückt hat, weil sie hier nicht hätte abgedruckt werden können anders, als daß die Professoren sich hätten müssen gefallen lassen, mit Urteil und Recht abgesetzt zu werden.“ Ebenso ein Brief vom 7. August 1772: „Was ich Ihnen von Herrn Goethe vorgehabten Inaugural-Dissertation gemeldet, das habe ich aus dem Munde des Herrn Professor Reiffenisen vernommen, der damals Decanus Facultatis gewesen und, soviel ich mich zu erinnern weiß, hat er mir gesagt, daß dem Kandidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden. Sie dürfte wohl bei keiner guten Polizei zum Druck erlaubt und zugelassen werden, „wiewohl der Herr Autor damit gedroht.“ Diese Briefe erhalten jetzt eine Stütze in einem Briefe des Mediziners Mezger vom 7. August 1771, in dem es heißt: „Es giebt hier einen Studenten, namens Goethe, aus Frankfurt am Main, der, wie es heißt, in Göttingen und Leipzig sehr fleißig studiert hat. Diese junge Mensch, von seinem Wissen, thatsächlich aber von einigen Bosheiten des Herrn Voltaire aufgeblasen, wollte eine These, die den Titel führen sollte „Jesus autor et iudex sacrorum“, aufstellen, in der er unter anderm behauptet, nicht Jesus Christus sei der Gründer unserer Religion gewesen, sondern einige andere weise Männer hätten sie unter seinem Namen verfaßt, die christliche Religion sei nichts weiter als eine vernünftige politische Einrichtung u. s. w. Aber man hatte die Gewogenheit, ihm den Druck seines Meisterwerkes zu verbieten. Darauf reichte er, um seine Verachtung ein wenig fühlen zu lassen, die simpelsten Thesen ein, zum Beispiel: „Naturrecht ist, was allen Geschöpfen ziemt.“ Man hat sich über ihn mokiert, und er war der Sache ledig. — Merkwürdig, daß es „Herr Goethe“ trotz alledem doch zum Staatsminister gebracht hat! —

Das jüngste Elsaß hat sich eine neue Zeitschrift geschaffen, den „Stürmer“. Obgleich ein Verufener, Fritz Lienhard, der übrigens nicht zu den „Jüngsten“ im Elsaß gehört, der Zeitschrift einige freundliche Worte auf den Weg giebt, können wir nicht gerade finden, daß der „Stürmer“ sehr glücklich einsetzt. Einmal wäre es besser gewesen, wenn die jungen Talente sich an ein schon bestehendes Unternehmen angeschlossen hätten, etwa die „Erwinia“, und ferner wäre es noch besser gewesen, wenn sie im ersten Hefte einen etwas höflicheren Ton angeschlagen hätten. Es empfiehlt unter Gebildeten nicht, wenn jemand mit Schimpfen in die Thür tritt, vor allem, wenn sich das

Schimpfen gegen eine Dame richtet. Zur Charakteristik setzen wir die erste Zeile der neuen Zeitschrift hierher: „Man hat uns in diesen letzten Monaten naturgemäß öfters angerempelt, plump und mit Grazie“. Wir fürchten, daß dieser Anfang für Viele schon genügen wird. —

Der Volksfestspiel-Verein in Görlitz schreibt einen Preis von 300 Mark aus für ein Schauspiel, das irgend ein Ereignis oder eine Persönlichkeit aus der Geschichte von Görlitz oder der Oberlausitz aus der alten oder neuen Zeit bühnengerecht und volkstümlich behandelt. Einsendungen sind in der üblichen Weise bis zum 15. Dezember an Herrn Kunstmaler Schurig in Görlitz, den Schriftführer des Volksfestspiel-Vereins „Die Herberge der Gerechten“, zu senden. —

Das „Börzenblatt für den deutschen Buchhandel“ meldet: „Seine Majestät der deutsche Kaiser haben allergnädigst geruht, die Widmung des neuesten Romans von Nataly von Eschstruth, Die Bären von Hohen-Esh, anzunehmen“. Zu dieser überraschenden Nachricht bemerkt die „Tägliche Rundschau“: Ueber den Geschmack streiten wir mit niemandem, auch wenn er uns der bedenklichste erscheint. Thatsache ist jedenfalls, daß Nataly von Eschstruth sicher bei allen, aber auch allen Gebildeten für eine der gemeingefährlichsten Schreiberinnen gilt. Anzuerkennen ist, daß sie mit sicherem Griff das Mittel fand, mit dem allein für sie noch Klame gemacht werden kann. — Ganz unsere Meinung! —

Karl May, der „beliebte Jugendschriftsteller“, scheint endgültig seine Rolle ausgespielt zu haben, wie wir in den „Monatsblättern“ schon früher in einem Aufsatze von Georg Nusser für wahrscheinlich und wünschenswert erklärten. Der Chefredakteur der „Bölnischen Volkszeitung“, Hermann Cardauns, reiht ihm so glücklich die Maske vom Gesicht, daß er in Zukunft ein toter Mann genannt werden muß. Der sehr lesenswerte Aufsatz, den wir unseren Lesern zur Kenntnisnahme dringend empfehlen, ist unter dem Titel „Herr Karl May von der anderen Seite“ in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland, 1902, Heft 7, erschienen und als Sonderabdruck von dem Verlage, München, Kanalstr. 21, zu beziehen. —

Ernst von Wolzogen tritt mit Ablauf der gegenwärtigen Spielzeit von der Leitung seines „Bunten Theaters“ zurück, um sich ganz seiner literarischen Thätigkeit und einer Reformation der Wiener Operette zu widmen. Der bisherige Oberregisseur Martin Zickel wird die Leitung übernehmen. Das „Bunte Theater“ ist das erste „Aberbrettl“, und Ernst von Wolzogen der geistige Vater dieser neuen Erfindung. —

Die Scherl'sche „Woche“ erließ mit dem üblichem Tamtam ein Preisausschreiben, in welchem 30 000 Mark als Preise für die drei besten Romane ausgesetzt wurden. Die Preisrichter konnten sich nicht zu einer Entscheidung einigen, und die Folge davon ist, daß Herr August Scherl sein Geld behält. Der Zweck, eine kräftige Klame für das „berühmte“ Bilderblatt, war ja auch erreicht. Ein feines Geschäft! —

Dr. Hans Bethge, Steglitz bei Berlin, Schildhornstr. 89, beabsichtigt, eine Sammlung der schönsten deutschen Oden herauszugeben und ersucht, ihn auf weniger bekannte oder schwer zugängliche Dichtungen dieser Art aufmerksam zu machen. —

Dem Dichter Julius Sturm soll in seiner Heimat, dem Badeorte Köstritz in Thüringen, ein Denkmal errichtet werden. —

Gustav Frenssen, Pastor zu Hemme in Holstein, der berühmte Verfasser von „Jörn Uhl“, wird im Herbst sein Pfarramt niederlegen, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. —

Wilhelm Kreiten, der neuerdings die Werke von Amette v. Droste-Hülshoff herausgab, starb am 6. Juni. —

Briefkasten.

W. M., Eschelbach. Leider nicht geeignet, da der Platz kaum für die Würdigung der neuen Erscheinungen ausreicht.

E. N., Bei. Ihr Gedicht beginnt: „Dicht vor dem Fenster blüht mit Grazie — So reizvoll die Kaszie.“ Fühlen Sie nicht selbst, daß das poesielose Prosa ist?

Bl., Berlin. Ihre Anregung, von Zeit zu Zeit in den „Monatsblättern“ ein Verzeichnis solcher Bücher zu bringen, welche ohne weiteres in jedem Hause angeschafft und von jedermann gelesen werden können, finde ich sehr dankenswert und werde ihr gern näher treten. Sie sollen bald Näheres darüber hören.

A. L., Augsburg. Julius Lohmeyer bleibt uns erhalten. Er hat eine schwere, aber wohlgelungene Operation im Krankenhause Bethesda zu Hamburg durchgemacht, befindet sich wieder bei den Seinen und hat auch die Leitung seiner „Deutschen Monatschrift“ wieder in die Hand genommen.

R. D., Greifswald. Ueber den österreichischen Dichter Josef Trübswasser, der neulich im Alter von 35 Jahren gestorben ist, finden Sie eine recht hübsche Betrachtung in Heft 14 der „Neuen Bahnen“. Ich kann leider eine Würdigung dieses tragischen und doch fruchtbaren Dichters nicht bringen, da sich die „Monatsblätter“ unbedingt und ausschließlich auf die heimatische Litteratur beschränken müssen.

L. B., Hamburg. Sie haben recht. Unsere „Monatsblätter“ haben sich einer Versäumnis schuldig gemacht, indem sie den hundertsten Geburtstag Johann Jakob Engel's, der am 28. Juni zu begehen war, sang- und klanglos vorüberziehen ließen. Das ist mir umso schmerzlicher, als der alte Herr mir und hoffentlich vielen unserer Leser durch seinen Roman „Herr Lorenz Stark“ lieb geworden ist. Ich hoffe, das Versäumte in einem der nächsten Hefte nachholen zu können.

J. S., Steinach. Eine neue Litteraturgeschichte in zwei Bänden, verfaßt von unserem Mitarbeiter Dr. Karl Stork, wird im Herbst in zweiter Auflage erscheinen. Vielleicht entspricht dieselbe Ihren Wünschen; die erste Auflage hat einen sehr guten Eindruck hervorgerufen.

H. B., Fürth, fragt: Gibt es ein gutes Werk über die Edda, welches sich mit den einschlägigen altgermanischen Mythen, der Geschichte der Edda, der Deutung der Mythen u. s. w. befaßt?

Bis zum 20. Juli sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen. (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

Walter Demisch, Unreifes. Ein Skizzenbuch. 126 S., geh. 2 Mk. Eberswalde, Siegfried Dyck.

Bernhard Pagak, Friedrich Hebbels Epigramme. 110 S., geh. 3 Mk. Berlin, Alexander Duncker.

A. N. T. Tielo, Die Dichtung des Grafen Moritz v. Strachwitz. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. 254 S., geh. 7,50 Mk. Berlin, Alexander Duncker.
Richard Schaukal, Einer, der seine Frau besucht, und andere Scenen. 167 S., geh. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Lesebuch für das dritte Schuljahr. Zweite Auflage. 90 S., geh. 60 Pfg. Leipzig, Heinrich Bredt.

Richard Guldschiner, Fegeseuer. Ein Roman aus den Bergen. 262 S., geh. 3 Mk., geb. 4 Mk. Hamburg, Alfred Janssen.

R. Bergmann, Das Erwachen. Roman. 360 S., geh. 4 Mk., geb. 5,20 Mk. Leipzig, Georg Wigand.

Georg Niedenführ, Frau Eva. Das Buch unserer Liebe. 251 S., geh. 4 Mk. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Martin Schian, Friedrich Nietzsche und das Christentum. Drei Vorträge. 77 S., geh. 1,25 Mk. Görlitz, Rud. Dülfer.

Karl Ernst Knodt, Aus allen Augenblicken meines Lebens. Neue Gedichte. 400 S., geb. 5 Mk. Mülheim a. R., R. Schimmelpfeng.

Richard Weltrich, Wilhelm Herß. Zu seinem Andenken. Zwei Abhandlungen. 92 S., geh. 1,50 Mk. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Julius Hart, Die neue Welterkenntnis. 324 S., geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Leipzig, Eugen Diederichs.

Julius Hart, Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. 350 S., geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Leipzig, Eugen Diederichs.

H. Tophoff, Die Rechte des deutschen Kaisers. Ein staatswissenschaftlicher Versuch. 60 S., geh. 50 Pfg. Stuttgart und Wien, Jos. Roth.

Theodor Souhay, Elegien und andere Gedichte. 76 S., kart. Cannstatt, H. Reibel.

Karl Friedrich, Nietzsche und der Antichrist. Berlin, Gose & Teglass.

Zeitschriftenschau.

Abel, Karl. Von Otto Flake. Gesellschaft. 10.

Biedermeierei. Von Otto Stöpl. Wage. 27.

Bierbaum als Lyriker. Von A. N. T. Tielo. Lotse. 39.

Bücherbuch, Ein neues. Von Franz Rhein. Lotse. 38.

Björnsöns Maria von Schottland. Von P. Robert. Internationale Litteraturberichte. 12.

Brockes, Barthold Heinrich. Von Paul Seliger. Lotse. 39.

Busse, Karl. Von Philipp Witkop. Litterarische Warte. 9.

Dichtung, deutsche und niederländische, im 16. und 17. Jahrhundert. Von Karl Lamprecht. Nord und Süd. 304.

Egidy, Emmy von. Von Anna Bernau. Gesellschaft. 11/12.

Engel, Johann Jakob. Von Adolf Kohut. Internationale Litteraturberichte. 13.

Falke, Gustav, Verse. Von A. N. T. Tielo. Lotse. 38.

Faust, der geschichtliche. Von Eduard Caske. Nord und Süd. 304.

Frauenbücher, Neue. Von Fr. Thalhofer. Litterarische Warte. 10.

Frauenfrage, Neue Litteratur zur. Von Hans Landsberg. Gesellschaft. 11/12.

Frauenlyrik, Liebe und Lust in der modernen. Von Franz Philips. Magazin für Litteratur. 26. 27. 28.

Frenssen's Die drei Getreuen. Von H. von Blomberg. Deutsche Heimat. 40.

Fröbel, Ein Erinnerungsblatt für. Von Anna Snell. Ernstes Wollen. 67.

Goethe, Der Kampf mit. Von R. W. Goldschmidt. Osten. 5.

Greif, Martin. Von Maximilian Pfeiffer. Litterarische Warte. 9.

Gutkow, Neues über. Von Herm. Janßen. Litterarisches Echo. 20.

Hansjakob, Heinrich. Von Walter Eggert. Litterarische Warte. 10.

Heufell, Karl. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 41.

- Hoffmann, G. Th. A. Zu seinem 80. Todestage. Von Otto Weil. Magazin für Literatur. 25.
Klinger, Max. Von Karl Scheffler. Lotse. 38.
Kreiten, Wilhelm. Von A. Signis. Litterarische Warte. 10.
Kritiker, Zur Psychologie des. Von A. W. Goldschmidt. Litterarisches Echo. 20.
Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internationale Literaturberichte. 12. 14.
Kunst, Die im Heim. Von Karl G. Laurin. Wage. 29.
Kunstseele, Die weibliche. Von Kurt Piper. Gesellschaft. 11/12.
Lamprecht's Deutsche Geschichte. Von Hans Lindau. Nord und Süd. 304.
Lauff, Josef, Neues von. Von Max Kreger. Litterarisches Echo. 19.
Lenz contra Lienhard. Von Maurice von Stern. Deutsche Heimat. 42.
Lienhard's Gedichte. Von Ernst Stadler. Gesellschaft. 10.
Lisztdenkmal, das Weimarer. Von Karl Stork. Deutsche Heimat. 41.
Literatur, Neue englische. Von Karl Biesendahl. Litterarische Warte. 9.
Lyrik, Holländische. Von Otto Hauser. Litterarische Warte. 9.
Lyrik, Katholische. Von Theodor Herold. Litterarisches Echo. 19.
Lyrisches. Von Ernst Ziel. Litterarisches Echo. 20.
Malerei, Nendentsche dekorative. Von A. L. Plehn. Gesellschaft. 9.
Meyer-Fürster, Elisabeth. Von Karl Wiberfeld. Osten. 6.
Musik und Musikanten. Von Joh. Gillhoff. Deutsche Heimat. 38.
Neu-Romantik, Die. Von Mens. Internationale Literaturberichte. 14.
Nietzsche's Briefe und der Wille zur Macht. Von Paul Ernst. Magazin für Literatur. 28.
Novellen, Mittelitalienische. Von Karl Kirsch. Magazin für Literatur. 27.
Raabe, Wilhelm. Von Edmund Holthoff. Litterarische Warte. 9.
Reiseliteratur, Neuere. Von Karl Seefeld. Litterarische Warte. 10.
Rheinland, Literaturbilder aus. Von Laurenz Kiesgen. Litterarisches Echo. 19.
Schickel, René. Von Herm. Wendel. Gesellschaft. 10.
Schillerpreis-Kommission. Von Ernst Consentius. Gesellschaft. 9.
Schlaf, Johannes. Von Stefan Zweig. Litterarisches Echo. 20.
Seidel, Heinrich. Von Ludwig Schröder. Internationale Literaturberichte. 13.
Shakespeare, Was wissen und besitzen wir von Sh.? Von M. Cimer. Ervinia. 10.
Sienkiewicz's Jugendwerke. Von Ernst Luninski. Magazin für Literatur. 29.
Sittlichkeitsproblem, Das in Kunst und Leben. Von Joh. Gaulke. Neue Bahnen. 14.
Stern, Maurice Reinhold von. Von Josef Schmid-Braunsfels. Neue Bahnen. 13.
Strindberg's Dstern. Von Ernst Schur. Wage. 28.
Thomas Erck. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Internationale Literaturberichte. 12.
Trübswasser, Josef. Von Egid v. Jilek. Neue Bahnen. 14.
Tschedoff als Dramatiker. Von Ed. Höber. Litterarisches Echo. 20.
Viebig, Die Wacht am Rhein. Von Erich Schmidt. Litterarisches Echo. 19.
Wartburg-Gedanken über Heimatkunst und Dezentralisation. Deutsche Heimat. 40.
Weimar, Wie kann es zu einer neuen litterarischen Blüte gelangen? Von Ernst Wachler.
Deutsche Heimat. 38.
Weltfragen, Menschen- und Romanschicksale. Von Karl Stork. Litterarische Warte. 10.

Ferner:

Die Feder. Nr. 73 und 74.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.
Verlag: Gose & Teyssler, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. — Druck: Johannes Velling Buchdruckerei, Berlin W.

Monatsblätter

für

deutsche Literatur.

VI. Jahrgang.

September 1902.

Heft 12.

Auf Bornholm.

Ins Dunkel ragt auf steiler Höh die Burgruine
Hammershus,
An die granit'ne Küste rauscht die Ostsee ihren
Wogengruß.

Der Mond lag auf den Wassern hin,
Und silbern glänzte die Ferne;
Von weitem kam es wie Heideduft . . .
Der Himmel hing voller Sterne.

Von Schweden blinkte von Zeit zu Zeit
Ein Leuchtturmfeuer herüber;
Nur hin und wieder zog ein Schiff
Mit buntem Licht vorüber.

Herauf vom Paradiesthal scholl
Das Schluchzen der Nachtigallen . .
Wir lagen stumm, und die Sehnsucht kam
Und schaute ins Auge uns allen.

Das war wie einst im Heimatwald . .
Hörst Du die Klänge wieder?
Da brausten über das baltische Meer
Unsre deutschen Studentenlieder.

Und über die Wasser kam es zurück
Wie Eichenwälderrauschen,
So kühn und stark . . Wir wurden still
Und mußten stehn und lauschen . .

An die granit'ne Küste rauscht die Ostsee ihren
Wogengruß,
Ins Dunkel ragt auf steiler Höh die Burgruine
Hammershus.

Greifswald.

Albert Antoni.